

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

IX. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1929

Heft 12

Rechtsfriede!

Von Dr. W. Kiesel, Richter in Hamburg.



Das Reichsgericht in Leipzig.
Radierung von Alfred Frank.

Linden-Verlag, München.

Die immer größere Verzweigung unseres ganzen gesellschaftlichen Lebens, die Verschärfung des Konkurrenzkampfes auf allen Gebieten, das Ringen um die Bedürfnisse des täglichen Lebens und vieles andere verbreitern notwendigerweise die Reibungsflächen in der gesamten Bevölkerung, sind ein fruchtbarer Boden für die Entstehung aller möglichen Konflikte. Der Umfang dieser Konflikte zeigt sich in den ungeheuerlichen Zahlen der deutschen Prozeßstatistiken. Es ist auffallend, daß die gleichen ausländischen Statistiken, auch in den romanischen Ländern, ein günstigeres Bild zeigen. Das liegt, wie man weiß, nicht nur in einer im Verhältnis zu Deutschland größeren Höhe der Prozeßkosten oder in der

manchenorts zu findenden Unklagbarkeit der kleineren Objekte, es liegt im wesentlichen an Erziehung und am Volksscharakter, liegt auch zum Teil an einer praktischeren Rechtsorganisation.

Man spricht seit geraumer Zeit viel von einer bevorstehenden und unbedingt notwendigen Justizreform. Man ist sich einig darüber, daß diese Reform eine Rationalisierung sein muß, und daß eine solche vornehmlich in einer Prozeßprophylaxe, in prozeßverhütenden Maßnahmen zu bestehen habe. Daher steht im Mittelpunkt der ganzen Reformbewegung auch die Frage nach den Ursachen unserer Prozeßflut, den Gründen der vielen unseligen Streitigkeiten.

Wenn man die Praxis, zumal die Bagatellsachen der unteren Gerichtsbarkeit überfieht, kommt man bald zu der Erkenntnis, daß die Zahl der Prozesse, die zwecks wirklich notwendiger Aufklärung eines Rechtsstreites geführt werden müssen, viel kleiner ist, als es den Anschein hat. In großem Umfange handelt es sich um Prozesse, die „aus germanischer Rechtshaberei und Streißlust, aus Lässigkeit in der Besorgung der eigenen Angelegenheiten oder aus nicht mehr schußwürdiger Unwissenheit, Vertrauensseligkeit und Unerfahrenheit“ geführt werden, und zwar in den einfachsten Dingen des täglichen Lebens. Täglich kann man in der Praxis von neuem die Beobachtung einer fast unerklärlich erscheinenden Verständnislosigkeit für Rechtsprobleme einfachster Art machen, einer Unsicherheit in der Beurteilung gewöhnlichster Vorgänge, des Mangels richtiger Einschätzung der eigenen Rechtsstellung in der Fülle der jeden Menschen erfassenden rechtlichen Beziehungen. Die Folgen sind ein ungeheures Maß gegenseitigen Mißtrauens, der ewige Versuch der Ausbeutung vermeintlicher Rechtschancen, überhaupt der ganze in Beruf und Familienleben hineingetragene Unfriede. Alles das führt zu Zersplitterungen und Auflösungen, und das in einer Zeit, die die Zusammenfassung aller Kräfte benötigt, in der wir auf der Grundlage inneren Friedens zu Höchstleistungen befähigt sein müssen.

Die Erkenntnis der Gründe ist der erste Schritt zur Besserung. Wie schon angedeutet, ist das Problem zum Teil ein solches der Erziehung. Was in der Schule jeden Grades an Rechtswissen vermittelt wird, ist noch zu wenig, um im Leben mit Nutzen verwendet zu werden. Justizreform heißt daher nicht ganz zu Unrecht auch Schulreform; man muß einen schon in der Schule einsetzenden Unterricht über die elementarsten Begriffe von Recht und Unrecht, muß die Bekanntschaft mit unseren großen Rechtsgütern fördern, mit dem Recht als einer kulturbefördernden und kulturschaffenden Macht. Man versucht auf den Schulen der heranwachsenden Jugend festumrissene Begriffe von Volk, Staat, Nation zu geben, aber man vermißt dabei das Recht, das wie kaum eine andere Materie geeignet ist, Zusammenhänge der Geschichte und Politik als eine Reihe kausal verknüpfter Ereignisse verständlich zu machen. Teils auf dem Boden des Altertums beruhend, durch die Renaissance zu neuem Leben erblüht, teils volkstümlich dem heimatischen Boden entsprossen, ist es ein Beispiel gegenseitiger Befruchtung zu höherer kultureller Einheit und Verbindung der Gegenwart mit der fortwirkenden Kultur der Vergangenheit.

Weitere Gründe liegen im Rechte selbst, dessen Ausdruck in

Gesetz und Urteil oft unvollständig und unverständlich ist. Die größte ihm notwendig anhaftende Unvollkommenheit des Rechtes liegt — und zu dieser Erkenntnis muß sich jeder durchringen — in der Unfähigkeit des Rechts, das menschliche Leben in allen Verästelungen restlos zu regeln. Das Recht ist beschränkt im Verhältnis zur Weite des menschlichen Zusammenlebens. Darum aber ist das Leben der Menschen undurchführbar ohne gütliche Verständigung, ohne verständnisvolle Anpassung, ohne Liebe und Opfer. Deshalb bestimmt sich das Leben nicht nur nach rechtlichen, sondern auch nach ungeschriebenen sittlichen und moralischen Grundsätzen, deren Anwendung andere Möglichkeiten eröffnet und verlangt, als die umständliche, kostspielige, oft verbitternde Apparatur des Gerichtswesens sie bietet. Diese Erkenntnis soll dazu verhelfen, nicht die Wege zum Streit, sondern zum Frieden zu suchen.

Das Ausland hat in Berücksichtigung dieses psychologischen Faktors den Parteien Wege zu einem friedvollen Ausgleich früher und stärker eröffnet, als es bei uns geschehen ist. Die Entwicklung zu einem Friedensrichter- und Schiedsmannstum steckt bei uns noch in den Anfängen, wird aber dauernd weitergetrieben durch die Organisation der fast schon in allen größeren Städten bestehenden Gütestellen. Diese sind im Rechtsleben unseres Volkes etwas grundsätzlich Neues. Vor den gerichtlichen Güteverfahren unterscheidet sich das Verfahren von ihnen durch seine sozialpädagogischen Tendenzen. Der gerichtliche Güteverfahren ist Vorläufer des Prozesses, die Streitsache dort immer in Gefahr, in juristische Spitzfindigkeiten abgebogen zu werden. Der Prozeßrichter ist nicht die gegebene Stelle einer im Leben weiterwirkenden sozialen Rechtsausgleichung und Rechtserziehung. Diese Aufgabe können nur Stellen erfüllen, die sich zur Pflicht machen, unter dem Zeichen der Caritas und der dienenden Hilfe, Vertrauen heischend und Vertrauen weckend, den Willen zum Frieden und den Wunsch zur Versöhnung erstehen zu lassen und zu fördern. Die praktischen Erfahrungen haben bewiesen, daß dieser Wille leichter geweckt werden kann, als man nach der oft beobachteten anfänglichen Kampfesstärke gemeinhin anzunehmen geneigt ist. Es bedarf nur der rechten Form und des rechten Wortes, um zu dem wirtschaftlich und sittlich wertvolleren Ergebnis zu kommen, als die Durchführung eines Prozesses je bedeuten kann. So sind wir durch die Organisation des Gütegedankens auf einem hoffnungsvollen Wege zu einer größeren Rechtsbefriedigung. Aber es ist Sache des Volkes selbst, dem Gütegedanken zur Herrschaft über den Streitwillen zu verhelfen.

Möchte die Regierung endlich einsehen, daß wir es für wünschenswert erachten, ungehemmt von fremder Einrede und von Nahrungssorgen unbeirrt, unser eigenstes Selbst rein herausarbeiten zu können; möchte die Regierung einsehen, daß wir nicht uns der Ausbeutung durch Fremde ausliefernde Gesetze, nicht Redereien in Land- und Reichstagen, sondern Institutionen brauchen. Aber nicht Institutionen, welche hemmen, sondern Institutionen, welche entfalten, und zwar die eigene Natur der Deutschen entfalten; welche binden, und zwar wirkliches Leben binden wie der Faden den Blumenkranz. Möchte sie sich gegenwärtig halten, daß die Deutschen keine Nation der Initiative sind, daß sie mit der treuesten Sorgfalt fertig machen, was ihnen angefangen wird, daß es ihnen aber allemal von einem Höheren angefangen werden muß, und daß ihre Staatsmänner die Anfangenden zu sein die Pflicht haben; möchte die Regierung erkennen, daß es die allerhöchste Zeit ist, etwas zu tun, wenn Deutschland nicht zugrunde gehen soll. Alle geistigen Kräfte möge man entfesseln, alles Scheinern zertreten, jede Organisation idealen Strebens gestatten und befördern: es müßte, wann es geschehen wäre, eine Lust zu leben sein, während es jetzt eine Strafe ist, das Absterben der Nation mit anzusehen.

Aus den „Deutschen Schriften“ von Paul de Lagarde (1827—1891).

Deutsche Arbeiterdichtung.

Von Walter Vollmer.

Wenn man gelegentlich über „Industrie- oder Arbeiterdichtung“ liest, hat es fast immer den Anschein, als gebe es eine solche Dichtung erst seit Beginn der „Gründungsjahre“, das ist etwa seit 1890. Die Tatsache, daß in diese Zeit des literarischen Naturalismus und der parallel laufenden sentimental „Armeleutelyrik“ die Anfänge der literarischen Strömung fallen, die heute als „Industriedichtung“ im Fluß ist, besteht zwar an sich. Will man aber das vor diesem Zeitpunkt aus der Arbeiterseele geborene Kunstwerk nicht einbegreifen, übersieht man es, weil es heute keinen Platz mehr in der Presse und in den Bücherläden findet, so vergift

man eben die unsichtbaren Fäden, die es auch heute noch mit der letzttägigen Industriedichtung verbinden. Diese Verbindung mit der modernen Industrieliteratur ist zwar formal eine lockere; der Geist, aus dem heraus der moderne Arbeiterdichter schaffen muß, ist ein anderer als der seiner Vorfahren, aber stofflich bestehen sehr viele unumgängliche Berührungspunkte, abgesehen davon, daß Industriedichtung überhaupt nicht nur als Ausdruck des „Erlebnisses Industrie“, sondern auch als Fortführung einer traditionsmäßig vererbten Volkspoesie anzusehen ist.

Die ursprünglichsten Arbeiterdichtungen, die uns erhalten geblieben sind, stammen aus dem 16. Jahrhundert. Sie besitzen für uns heute nur noch literarhistorischen Wert. Die damaligen sozialen Verhältnisse rücken den Bergmannsstand, der im Harz, im Mansfeldischen und in Schlesiens — noch nicht an der Ruhr — in hoher Blüte stand, in den Hauptkreis der Betrachtung. Bleiben wir in Kürze bei dem Wesentlichsten: „Bergreihen“ (Bergfreie), geistliche und weltliche Lieder, fanden sich in dem Nachlaß des Zwickauer Humanisten und Syndikus Roth, die aus den Jahren 1531, 1533, 1536 und 1537 stammen. Diese Bergreihen waren nicht ausgesprochene Bergmannslieder, es finden sich auch Reiter-, Trink- und Liebeslieder darin, aber sie geben doch einen wertvollen Aufschluß über die bergmännische Ständedichtung der Zeit. Eine Probe, der letzte Vers aus einem Lied dieser Sammlung:

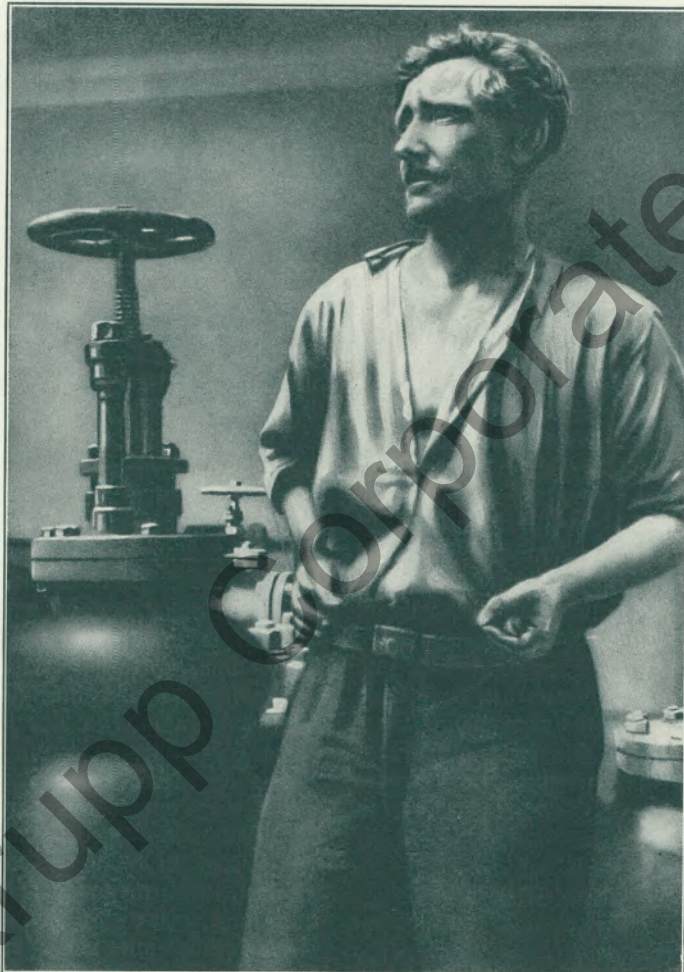
Vnd der vns diesen Reyen sang
so wol gesungen hat,
Das haben gethan zwen hauer (Bergleute)
zu Freybergk yn der Stadt.
Sie haben so wol gesungen
bey met vn fülem wein,
Daebey ist geseffen
der wirttin töchterlein.

Aus einem Liebeslied der Zeit sei folgende charakteristische Strophe angeführt:

Dort hoch auff ihenem berge
do steet ein müle rad.
das malet nichts dan liebe
die nacht bis an den tag.
die müle ist zerprochen,
die liebe hat ein end.
so gefegen dich Got, mein feines lieb!
neß far ich ins elend.

Es findet sich ebenfalls als Lied der Bergleute. Die

Proben mittelalterlicher, aus dem Bergmannsstand hervorgegangener Dichtungen sind nur spärlich. Das hat seinen Grund in der Tatsache, daß diese Dichtungen (Märchen, Schwänke und Lieder) niemals schriftlich niedergelegt wurden. Sie wanderten von Mund zu Mund, und nicht selten findet man ein und dasselbe Lied „zersungen“, in anderer Fassung wieder. Die Form ist kaum eigenwillig oder individualistisch, ausgesprochene Kunstwerke sind nicht auffindbar; es ist bemerkenswert, daß auf fast jede Melodie eines Volksliedes, welches wir besitzen, ein bergmännischer Text besteht. Das hat natürlich oft zu literarischen Ungeheuerlichkeiten geführt. Dagegen zeichnen sich einige Lieder mit eigener Melodie durch einen wunderbaren Gesamtklang von Inhalt und Weise aus und werden heute noch sehr oft gesungen („Wenn schwarze Rittler scharenweis“). Das Bergmannslied „Glück auf! Der Steiger kommt —“, wohl das bekannteste Bergmannslied, dürfte 1533 aus Ungarn nach Deutschland gekommen sein. Ich habe folgenden, anscheinend sehr alten Vers selbst schon von



Heinrich Lersch,

einer der bekanntesten Arbeiterdichter der Gegenwart.

Bergleuten singen hören:

Es gräbt der Bergmann in dem Schacht
Mit seiner kräft'gen Hand
An harter Felsenwand
Tief unten in der schwarzen Nacht.
Und wenn er Erz zutage bringt,
Er fröhlich singt:
Nur froh ans Werk mit lautem Schall!
Glückauf! Glückauf!
Ihr Knappen all, Glückauf!

Das Verständnis der ältesten Arbeiterdichtungen setzt eine Kenntnis des Zusammenhanges voraus, aus dem heraus sie entstanden. Man muß wissen, daß der Bergmannsstand auf einem kulturell geschlosseneren Niveau im Mittelalter

stand, als es heute der Fall ist. Bergleute waren vielleicht um so eher Träger der Dichtung, als sie eine außerordentliche, extreme Stellung im Staatsleben einnahmen. Sie waren z. B. in manchen Gegenden vom soldatischen Dienst befreit und steuerfrei. Diesen Bergleuten war ihr Handwerk noch Berufung und Aufgabe, nicht Dienst und aus dieser Einstellung heraus erblühte in der zahlenmäßig kleinen Belegschaft eine gemütvollste Dichtung, ausgesprochene Ständesdichtung (die wir in diesem Sinne in der modernen Industriedichtung nicht besitzen). Viele Lieder tragen ausgesprochen religiöse und als solche protestantische Färbung. Der Stoffkreis dieser primitiven Dichtungen ist begrenzt. Die eigene kleine Welt bewegte sie zu Freude oder Traurigkeit, immer wieder nur die Tiefe, der lauernde Tod, die Liebe, Berufsstolz und der eigene Herd. Wer aber das Bergwerk kennt, weiß, daß die Motive trotz aller Zivilisation von heute doch noch sehr ursprünglich im Arbeiterherzen geblieben sind, daß der Schatten des spukhaften Bergeistes immer noch durch die heutigen Dichtungen aus Schacht und Stollen geistert. In diesem Punkt berühren sich zwei Welten, fast nicht nachfühlbar für den Uneingeweihten und doch als Wesensbestandteil des schlichten Menschen unauslöschbar und nur überlagert von Gedanken und Meinungen, zu deren Beschäftigung und Anteilnahme das tägliche Leben in vielerlei Form Anlaß gibt.

Fremd erscheinen uns auch heute die Dichtungen späterer Zeit. Hier griffen die „Dichter“ ein, die Knappenpoesie wurde „literarisch“, Form und Inhalt verraten Komposition. Ich erinnere an die Romantiker, an Brentano („Das Märchen vom Runenberge“), Hauff, Novalis („Herr der Erde“, ein Bergbaumythos), Johann Nepomuk Vogl. Auch die reiche Märchenwelt des 18. Jahrhunderts ist für uns heute ein totes Kapital; unverfälschtes Gold, aus Jahrhunderten der Tiefe geborgen, ging später den Weg, den es gekommen war, wieder zurück. Die Reste dieser dichterisch-fabulierenden Anschauungswelt sind noch heute in starkem Maße in der Arbeiterschaft vorhanden, aber es ist nicht möglich, in diesem Zusammenhang auf die sehr interessanten kulturhistorischen Einzelheiten einzugehen.

Geht man chronologisch weiter, so rückt, neben Goethe und später E. T. A. Hoffmann, Theodor Körner in den Kreis des Blickfeldes. Wer kennt heute noch seine romantische Oper „Die Bergknappen“, die in Dresden seinerzeit aufgeführt wurde? Neben Belangloserem und gänzlich Vergessenem hat sich das alte Lied:

In das ewige Dunkel nieder
Steigt der Knappe,

Der Gebieter einer unterird'schen Welt —

noch als „Paradelied“ erhalten. Viel mehr nicht! Es sei denn: „Knappen auf nächtlicher Fahrt“ mit der Melodie der „Lützowschen verwegenen Jagd“. Oder:

Nachtschicht.

Ruhe weht vom Himmelszelt,
Schacht und Stollen atmen Stille.
Schweige, du Geräusch der Welt,
Schweige, Sorg' und Eigenwille!
Leise will ich ziehn und wallen
Tief hinab an meine Schicht;
Diese Hallen
Stört der Streit des Tages nicht.

Man vergleiche zahlreiche Gedichte gleicher Überschrift mit diesem (an Goethe gemahnenden) Vers, um den andersgearteten Blickpunkt festzustellen, aus dem heraus die „Nachtschicht“ heute von Arbeitern gesehen wird!

Daß gerade der Bergmannsstand Träger der ursprünglichsten Dichtungen gewesen ist, versteht man, wenn man einerseits bedenkt, daß dieser Beruf der älteste in der In-

dustrie ist, und vor allem, weil ihm ein romantischer Zauber eigen ist, den kaum ein anderer Stand für sich beanspruchen kann. Unterscheidet sich doch — nach Stenbock — der Bergmann selbst durch irgend etwas in Haltung und Gebärde von seinen Industriekollegen, was man nicht mit Worten belegen kann und gefühlsmäßig erfassen muß. Das gilt natürlich auch für die heutige Zeit.

In die stille Welt gemütvoller Knappenpoesie plakte vor etwa sieben Jahrzehnten eine neue Auffassung vom Dichtertum des Arbeitervolkes hinein. Die tieferen Gründe für ein Entstehen einer Industriedichtung sind jedem geläufig. Sie ruhen in der entscheidenden Entwicklung der Industrie. Von dieser Zeit an tritt der Bergmannsstand in der Dichtung seine stoffliche Vorherrschaft ab zugunsten eines schöpferischen Ausdrucksverkes, dessen Träger alle Schichten der werktätigen Bevölkerung waren. Der Naturalismus und die oben erwähnte „Armeutelelyrik“ hatten gegen Ende des Jahrhunderts den Atem verloren. Sie waren nicht der Boden, der eine Saat gedeihen lassen konnte; eher schon kann man Heines „Weberlied“ oder Dehmels Ballade vom „Arbeitsmann“ als Vorzeichen einer im Entstehen begriffenen Dichtung des „vierten Standes“ ansehen. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine soziale Umschichtung in der ansässigen Bevölkerung des heutigen Industriegebietes einsetzte. Gewiß sind soziale Härten in diesem Prozeß, der heute als vollzogen gelten kann, nicht zu vermeiden gewesen. Der fast explosive Ausbruch einer „neuen Zeit“ wirkte sich in konkreter Form handgreiflich deutlich aus — Wohnungen entstanden, es wurde Raum geschaffen für tausend und aber tausend Kräfte, die arbeitssuchend ins Land strömten; die Beschäftigungsmöglichkeiten aller Berufsgruppen erfuhren einen gewaltigen Aufschwung — und es würde einer besonderen Abhandlung bedürfen, um diese Zeitspanne volkswirtschaftlich zu erfassen. Es seien nur diese großen Züge unterstrichen, um die seelische Reflexion in der Arbeiterseele zu erhellen, aus der heraus in dieser Zeit die ersten sozialen Dichtungen der Moderne in der Arbeiterschaft selbst entstanden. Hier wird erstmalig der seelische Gärungsprozeß der großen Masse, der ein harmonisches Verhältnis zum im Entstehen begriffenen Industriezeitalter fremd war, deutlich.

Die sozialen Verhältnisse dürften heute für den Arbeiter günstiger sein und eine Arbeiterdichtung nur noch eine mittelbare Folge daraus. Noch ist es mit Worten wie „proletarisches Denken“, „proletarisches Schicksal“ oder „soziale Enge“ nicht getan, wenn man die heutige Industriedichtung verstehen will. Sie ist im eigentlichen Sinn „unliterarisch“ und bedarf in ihrer Beurteilung eines anderen Maßstabes als den, welchen man gemeinhin wertmessen an die Dichtung anzulegen pflegt. Dieses „Bergmannsleben“ hatte der Urgroßvater mit Leder und Tschako nicht voraussehen können! Die plötzliche „Nüchternheit“, die den schlichten Menschen aus seiner Arbeits- und Lebensatmosphäre ansparg, schien mit der Verleugnung aller Kultur und aller geistigen Lebensenergie gleichbedeutend zu sein, sofern sie sich nicht heroisch dagegen wehrte. Diese oft unbewußte Reaktion hat ihren Ursprung lediglich in sozialen Verhältnissen gesucht, das viel tiefere Moment einer rein geistigen Fragestellung ist erst in heutiger Zeit aufgetaucht und ganz erkannt worden. In gewissem Sinne scheinen wir ja heute als Gesamtvolk unter der Lösung vom Volkstum eine ähnliche, wenn auch nicht so krasse Entwicklung durchzumachen.

Heinrich Rämpchen ist der Arbeiterdichter, den man eigentlich als „Mittler“ zwischen alter und neuer Zeit ansehen darf: Einfacher Ruhrbergmann, stark im parteipolitischen Ideenkreis seiner Welt verhaftet, hat er die Entwicklung der Dinge schon früh vorausgesehen. („Aus Schacht und Hütte“ 1898, „Neue Lieder“ 1904 u. a.) Rämpchen weiß nichts von der Dichtung, die auch Sprache und Form sein kann. Was

er sagt, steht oft in lächerlich kunstloser Form da, aber an irgendwelchen Strophen spürt man doch sein Dichtertum:

— und was ich reime und was ich kann,
ich hab' es als Bergmann erlernt."

Leider zerstört nur allzuoft der gehässige Unterton seiner sozialen Dichtungen den reinen Genuß. Uebrigens ist Kämpchen einer jener dem Arbeiterstand entwachsenen Dichter, die der Bergmann in den meisten Fällen wirklich kennt, bzw. tatsächlich liebt, was sonst weniger der Fall ist, als man annehmen könnte.

Die mit Kämpchen einsetzende Industriedichtung ist in derartig starkem Maße eigengestaltend, daß sich Abhängigkeitszüge zu irgendeinem Dichter oder einer literarischen Strömung fast gar nicht feststellen lassen. Auch an Walt Whitman, dem Amerikaner, der im vorigen Jahrhundert so kraftvoll das Erlebnis wachsender Zivilisation besang, hat sie als Ganzes kein Vorbild genommen. Ein von keiner Sachkenntnis getrübbtes Urteil sieht in der Industriedichtung auch heute noch nichts anderes als einen in anderer Form vorgetragenen Sozialismus oder Kommunismus. Bei Auswurf dieser Begriffe fällt leicht die vielumstrittene Behauptung einer „Tendenzdichtung“ auf. Man müßte allerdings sehr eindeutig sehen, wollte man den tendenzhaften Unterton eines Großteils der modernen Industriedichtung leugnen. Viele Zeitgenossen Kämpchens z. B. waren Dichter, deren in Versen vorgetragene Parteiprogramme wie sie selbst heute nicht mehr bekannt sind (Max Vog, Jul. Zerfaß, Ernst Klaar und Otto Krille). Ich weise auch auf die kürzlich erschienene, nach rein sozialistischen Gesichtspunkten geordnete Anthologie „Von unten auf“ von Franz Diederich hin. Oder lese man die zwei letzten Verse des Gedichtes „Anmarsch“ von Kurt Kläber, wie überhaupt fast alle seine Veröffentlichungen, in denen sich ein fast bis zur Stumpf sinnigkeit wiederholtes Parteiprogramm seiner „Partei“ gereimt wiederfindet. Das ist Tendenz, nicht einmal Gesinnung, aber in diesen Aufrufen erschöpft sich doch nicht die Welt des Arbeiterherzens! Letzte menschliche Potenz der lebendigen Arbeiterseele kann nur der werktätige Mensch sein, d. h. also nicht der „Schriftsteller“, sondern der instinkthaf mit dem „Kumpel“ geistig verbundene Dichter, der gleich wie er an dem großen Werk teilhat und Sinn und Auge für die Kunst der Werkwelt besitzt. Auch hier sei vor der dogmatischen Predigerei vom „Arbeitsmann“ gewarnt, die in reinem Intellekt die Werkarbeit zu politischen Zwecken „dichtend“ ausbeutet. Auch diese Seite der Frage muß man sehen, wie wohl sie mit Kunst nichts gemein hat.

Der gewaltig erweiterte stoffliche Horizont moderner Industriedichtung gegenüber der ehrbaren Ständesdichtung vergangener Zeiten fand im Schöpfungstum vieler (und nicht immer der schlechtesten!) Widerhall. Das „Ereignis Industrie“ in seinen tausend Farben, in der gewaltigen Wechselseitigkeit menschlicher Beziehungen untereinander wurde starker äußerer Anreiz zu künstlerischer Gestaltung. Die Bezeichnung „Industriedichtung“ für alle Werke, deren Individualität im Milieu liegt, ist nicht am Platze. Mir fallen Grabeins Schilderungen der Welt der Tiefe ein, weiterhin vielleicht Kellers „Tunnel“, Heinrich Manns „Die Armen“, schließlich auch Zolas „Germinal“, und es ließe sich noch eine Reihe ähnlicher Werke anführen, deren Bedeutung gar nicht auf dem Gebiet der Industriedichtung liegt. An sich sollte man sich unbedingt dagegen verwahren, Schilderungen in Lyrik oder Prosa als Industrieliteratur anzusprechen, deren Zweck nur rein formal ist oder das interessante Milieu als Ort für irgendeine beliebige Handlung verwendet. Wissen wir denn nicht besser denn jeder Schreiber, wie es aussieht, wenn unsere Hochöfen glühen, wenn es in grauen Kolonien regnet oder wenn es im Industriefelsen qualmt? Was soll den Menschen, die mit Leib und Sinnen dieses tagtäglich vor

Augen haben, die selbst Schöpfer sind, was soll uns, den tätigen Arbeitern, das in Wirklichkeit? Die „Schönheit der Göttin Industrie“? Schon gut, aber vor dem drängenden Seelenproblem des Industriemenschen ist sie doch eine Frage zweiter Ordnung! Wir wollen den Menschen suchen (gibt es ein höheres Ziel einer Dichtung?), nicht in federgewandter Handwerkslichkeit die Bogenlampenlichter besingen. Man verzögert allzu leicht den Ernst und das Verantwortungsbewußtsein, welche das ganze Industriewerk durchziehen, scheint gar nichts von jenem unbedingt notwendigen Vertrauen zu wissen, welches zwischen arbeitenden Menschen — vom „Knebelbolzen“ in der Strecke bis zum Direktor — erforderlich ist, wenn Hunderttausende (und nicht nur Arbeiter!) das Brot behalten sollen! Diese seelische Seite eines ganzen lebendigen Organismus, aus der heraus Kunst geboren wurde, ist zu wichtig, als daß sie fixen Literaten zur „Ausfälschung“ überlassen bleiben dürfte!

Auch die jüngste Arbeiterdichtung kann sich von dem Vorwurf der Veräußerlichung nicht ganz freisprechen. In den Versen rollen die Räder, glühen die Essen, sausen die schwankenden Förderseile, und ein phantastisch schönes Bild der schaffenden Industrielwelt glänzt auf, unmittelbar neben der mit schmerzlicher Inbrunst und düsterem Pathos geschilderten Melancholie der nüchternschwarzen Kolonie. Wir besitzen eine ziemlich große Anzahl dieser mehr oder minder gut gesehenen Wortgemälde, wir treffen sie immer wieder, wenn wir Sammlungen, Almanache und Heimatkalender durchblättern, welche das Gesicht der Zeit in dichterischen Kunstwerken zu zeigen versuchen.

Der Arbeiter, der von Herzens wegen Dichter ist, dichtet nicht so. Er weiß — oft nur instinkthaf —, worum es geht. Er, der geistig und körperlich dem rasenden Aufstakt zu der dämonischen Arbeitsweise und dem heißen Sehnsuchtswillen, der diesem gewaltigen Aufströmen der Industrie und ihren Menschen verbunden war, der mitten in dem Inferno der strahlenden Hochöfen erst einen Sinn spürte, nur er konnte den wahrhaften Geist des neuen Gebotes erfassen, welches ihm die Feder in die Hand drückte. Davor mußte ihm alle Armeutelethrik kümmerlich und unbedeutend erscheinen, denn nie zuvor hatte hinter einem Werk wie dem eigenen die Sehnsucht eines so großen Volkes gestanden. Diese Herrlichkeit und gleichzeitige Bitternis des neuen Erlebens stellte ihn vor Aufgaben, die niemand seines Blutes vor ihm gekannt und gelöst hatte. Er mußte sich selbst helfen, selbst den dunklen Weg ahnungsvoll ertappen und besaß als Stecken kaum das Wissen um die Anteilnahme der großen Bruderschaft aller Menschen, die mit ihm litt und in dumpfer Massenresignation dennoch weiten Abstand von ihm hielt. Die Gründe dafür liegen auf anderem Gebiet.

Formal haben wir es in der modernen Industrieliteratur am meisten mit lyrischem Ausdruck zu tun. Trotz mannigfaltiger Versuche von Wirklichkeit scheint die Zeit, das Erlebnis noch nicht reif genug zu sein, im Roman oder Drama gestaltet zu werden (Christoph Wieprecht: „Nachtgesang“, Karl Bröger: „Der Held im Schatten“, Wilhelm Vershofen: „Genrismolf“, Heinrich Versch: „Siegfried“ und im Drama Paul Jech: „Erde“).

Der Bergmann Paul Jech war einer der ersten, der in seiner Lyrik das Gesicht des neuen Zeitalters zeichnete. Sein Werk war eigenartig. Man findet sich nicht zurecht in seiner mystischen, sehr eigenwilligen Auffassung, welche dem Arbeitsmann ein bei ihm nie vermutetes Seelengewand verlieh. Als Jech früh die Kolonie verließ, wandelte sich sein Kunstwerk mehr und mehr, ein immer größerer Abstand trennte ihn — trotz grübelnder Tiefe und orgiastischer Feierlichkeit — von letzter Gestaltung des großen Themas („Das schwarze Revier“, „Die eiserne Brücke“).

Zu seiner Zeit kam es zur Gründung der Vereinigung der „Werkleute auf Haus Nyland“ (Zeitschrift: „Quadrige“), von deren Gründern Jakob Kneip, Wilhelm Vershofen und Josef Windler den Kreis ihrer dichterischen Wirksamkeit am weitesten gezogen haben. Bewußt sahen sie in Dehmel ihren Leitpatron, Arbeiter im eigentlichen Sinne waren sie alle nicht. Windler ist als Industriedichter trotz seiner wundervollen „Eisernen Sonette“ nicht ganz ursprünglich geblieben. Seine Bedeutung erwuchs später aus Werken anderer Art. Heinrich Versch*, den wir später finden, ist Schmied geblieben und Arbeiterdichter bis zur letzten Faser seines Seins.

Arbeit.

Dröhnend fallen die Hämmer,
Wuchtig in Schlag und Takt
Gellen eiserne Zungen:
Angepackt!
Riemen knarren und knirschen,
Uns ist das Werk zu schwer.
Kurze Kommandoworte
Fliegen dahin, daher.
Das ist ein starkes Singen,
Mächtig, voll Kraft, ohne End,
Das ist Musik für jeden,
Der unsere Arbeit kennt!

Ich erinnere an seinen monumentalen „Mensch im Eisen“, eine Dichtung von solcher Wesenhaftigkeit des Ausdrucks, solch innerlicher Durchpulsung mit dem tiefsten Geist des „Maschinenmenschen“, daß wir zur gültigen Beweisführung einer „neuen Industriedichtung“ kaum ein treffenderes Beispiel wählen können. Versch individualisiert sein religiös-mystischer Untergrund, ohne Tendenz, wie er folgerichtig seine innere Formung daher erfahren mußte.

Die Sicht wird weiter. Die stärkste Verheißung, welche der jungen Kunst entstand, war der ostfriesische Lüncher Geritt Engelfke*. Der Krieg nahm ihn, kaum an der Schwelle der Reife. In seinem schmalen Werk loht eine urgewaltige Flamme dichterischer Begabung auf, so neu, so sehr Herzblut des Industriemenschen, ein solches Format der geistigen Durchdringung seines Menschseins, daß fast alles neben ihm in den Schatten sinkt. Julius Bab nannte ihn schon „das größte proletarische Genie aller Zeiten“, Eugen Diederichs schrieb von ihm, daß er als einziger berufen gewesen sei, die Grenzen zu sprengen, die die Gefahr des Arbeiterdichters bedeuten: das Epigonenium! („Rhythmus des neuen Europa“ — Briefwechsel — „Schulter an Schulter“). Bei ihm ist noch der Einfluß Dehmels, Whitmans, Hodelers und Beethovens zu spüren. Aber schon reißen seine Gedichte von Proletariat und Großstadt, von Technik und Verkehr mit ungeheurem Lebensdrang, wuchtig und zeitweilig überströmend zärtlich kindlich, einen künstlerischen Horizont auf, der die Größe dieses Dichters ahnen läßt. Diese brausenden Verse reißen alles Prosaische aus dem Alltag des Maschinenarbeiters; sie sind stärkste Zeugen, wie eine schöpferische Kraft menschlichem Werk lebendigstes Leben vermitteln kann.

Eine Reihe von Namen knüpft sich nun an die erwachende Erkenntnis der seelischen Tiefen an, welche die moderne Zeit wie einen Spiegel den Wissenden in der Arbeiterschaft bot. Namen wie Karl Bröger* (vor kurzem: „Anthologie jüngster Arbeiterdichtung“) und Max Barthel* schlossen sich an. Die „Ruhrlandgemeinschaft“, eine lockere Gruppe werktätiger Dichter, schloß sich zu kurzem Leben um den Bergmann Otto Wohlgemuth. Bröger und Barthel gehörten nicht zu ihnen. Die innere Berechtigung einer „Dichtergemeinschaft“ im Sinne Wohlgemuths hielt ich seinerzeit schon für unerwiesen,

* Vgl. S. 536. Auch die später folgenden Sterne weisen auf die Veröffentlichung eines oder mehrerer Gedichte der erwähnten Verfasser an gleicher Stelle hin.

und ihr Zerfall hat mir Recht gegeben. Mag Wohlgemuth auch einer der wesensichersten Repräsentanten ausgesprochener Bergmannsdichtung sein, sein guter Wille zur Gemeinschaftlichkeit der Schaffenden mußte an der Art des Zieles scheitern. Die unter „Ruhrland“ herausgegebene Sammlung vermittelte zwar eine gute literarische Übersicht über die vorhandenen Kräfte (ebenso wie Wilhelm Haas: „Antlitz der Zeit“), aber ein geistiger „Zweckverband“ dürfte ein Unding gewesen sein. Einen gemeinschaftlichen Gesichtswinkel dichterischen Schauens des proletarischen Lebens gibt es in diesem Sinn nicht. Wir hätten denn eine „Dichterschule“, wo es erlernt werden kann! Wohlgemuth selbst überrascht in seinem, erst später aus der Industrie schöpfenden Arbeiten durch die Volkstümlichkeit seiner künstlerischen Basis. Man spürt in seinen Gedichten den schleichenden Feuerbrand im Stollen, hört die heulende Wetterlutte in der Tiefe und fühlt den gemeinsamen Herzschlag derer, die das Grubenlicht dort unten versammelt, und überall rauschen und quellen Ströme aus dem ganz tiefen Gemütsleben des Volkes. Bei ihm findet sich z. B. jene oben erwähnte innere Beziehung zu alter Bergmannsdichtung, die Wohlgemuth — neben un- ausgeglichenen Arbeiterdichtern — zu künstlerischer Formung brachte. Er erinnert auffallend an den alten Matthias Claudius und trifft, weit von „Literatur“ entfernt, bisweilen einen Ton, der Ausdruck des Empfindens Tausender sein mag, die ihn nie gelesen haben.

Nach ihm seien noch Christoph Wieprecht*, Richard Kraushaar, Paul Klose* und Josef Voss genannt.

Eine genaue Liniensführung ist nicht möglich. Die Stoffe greifen oft ineinander über und erschweren die Differenzierung. So kann man auch Dichter wie Erich Grisar*, Hans Richter, Oskar M. Graf, Wilhelm Uhlmann-Bixterheide oder auch A. Nerö nicht unter die ausgesprochenen Arbeiterdichter zählen, da die Behandlung eines sozialen Themas beileibe noch kein Nachweis für diese Qualifizierung bedeutet. Eher gehört schon der Oberschlesier Robert Kurpiun hierher.

Eine Mitläuferschaft, welcher nach dieser oder jener Tendenz hin die Fragen verbiegt, erscheint wie bei allen Zeitströmungen unvermeidlich. Was sich als krank früh oder spät erweist, wird doch den Gang in die Vergessenheit anzutreten haben. Bedenken wir, daß wir noch nie eine Arbeiterdichtung gehabt haben, und rechnen wir es uns zur Ehre an, daß sie nicht in revolutionärem Haggesang, in Parteidogmatik und Lokalklüngel hängen blieb! Die große Arbeiterschaft erhält langsam Einblick in die Bedeutung dieser Dichtung und schickt sich an, diesen geistig-künstlerischen Gehalt des Werklebens zu begreifen. Dadurch werden neue Kräfte frei, eine Erlösung aus der Verbundenheit an die Maschine wird sich auch in der Dichtung einen Weg bahnen. Und es geht nicht allein um den schon erwähnten „proletarischen Menschen“, mehr oder weniger tritt doch in jedem Stand die Abhängigkeit von seiner Zeit zutage, der Zwang, Stellung zu nehmen. Die Form ist dabei bei weitem nicht so wesentlich, wie man gemeinhin annehmen könnte. Dieses geistige Schicksal eines ganzen Volkes wird weiter, ergreifender, menschlich ungleich wertvoller sein, als das der in schlichter, ständischer Auffassung festhaften Vorfahren vom Stollen.

Noch durchzieht ein Gefühl ertragender Passivität die moderne Dichtung, aber um so stürmischer schlagen bei den lebensvollsten Kämpfern unter unseren Dichtern, Künstlern und Erziehern aller Stände die Flammen jenes Willens hoch, welche ein Licht zur Wegweisung zu innerlichem Menschentum bilden. Davor verfliegt der papierne Spuk von der „Entseelung“ und „Freudlosigkeit“ des technischen Zeitalters. Möge unser Volk die Stimmen der Einsichtigen hören, die im Wachsen und Werden der Zeit die Morgenröte eines neuen schöpferischen Lebens begrüßen!

Dazu: Glückauf!

Der klingende Werktag.

Zehn Perlen deutscher Arbeiterdichtung.

Erwachen der Stadt.

Von Max Barthel.

Der Traum zerschlägt sich an den Steinen
Der Großstadt und wird kühne Tat.
Die Stunde der Erlösung naht,
Da Schein und Leben sich vereinen.

Das Leben gilt! O wildes Ringen
Mit Schaum und Schmutz die lange Nacht!
Die Schiffe laden neue Fracht,
Das Ziel vor Abend zu bezwingen.

O Morgenschrei! O erstes Glänzen!
Erglühe, selig Morgenrot,
Die Arbeitsstirnen zu bekränzen.
Was wir ergreifen, wird zu Brot.

(Aus „Arbeiterseele“.)

*

Jeden Morgen . . .

Von Max Barthel.

Jeden Morgen, wenn die Stadt erwacht
Und Millionen ins Mahlwerk schleudert,
Gehe auch ich in der endlosen Reihe
Und stürze hin in die Arbeit.

Wir fahren über und unter der Erde
Hin zu den Büros und den Fabriken.
Die großen Autos büffeln über die Straßen,
Die Stadtbahnzüge sind überfüllt.

In diesem großen mächtigen Atemholen
Der Arbeit am frühen Morgen
Gehen wir hin, Männer und Frauen,
Mädchen, Jünglinge und halbe Kinder.

Lächelt der Tag? Wir wissen es nicht.
Leuchtet die Sonne? Wir sehen sie kaum.
Wehen die Winde? Für uns sind sie tot.
Wir stehen im Werk und an den Maschinen.

Gärten gibt es und Hügel mit Wiesenschaukraut,
Bibliotheken, Honigwaben des Wissens,
Meere, smaragden und blau, Tanzplatz der Stürme,
Und Schiffe fahren vom Norden zum strahlenden Süden.

Manchmal halten wir inne im Schaffen,
Laut hämmert das Herz, und hinter den eisernen Türen,
Den großen Maschinen, sehen wir Licht.
Aufsteigt eine neue, psalmende Sonne.

(Aus „Botschaft und Befehl“.)

*

Stunden.

Von Heinrich Lersch.

Am Morgen kommt eine Stunde, die macht dich groß,
Da reißt du dich von allem Kleinmut los,
Hart stampft dein Fuß die Erde, der du entsprossen bist;
Du willst dein Schicksal zwingen, bis es zu Willen dir ist.
Schon klingen Siegeslieder in deine Seele hinein,
Und du bist stolz, ein Kämpfer, ein Sieger zu sein.

Am Abend kommt eine Stunde, die macht dich klein,
Du wachst wie ein Halm in die bergende Erde hinein,
Und um dich streben die Bäume ins Weltall hinaus,
Und eine fremde Welt ist dir dein steinern Haus.
Und Großes: Gott, Natur und Leben ist dir nah!
Dein Ziel? Ein Kind mit leeren Händen stehst du da.

(Aus „Abglanz des Lebens“.)

*

Die Nachtigall.

Von Paul Klose.

Im Wäldchen vor dem Zechentor
Singt jede Maiennacht die Nachtigall,
Und ihres Liedes Perlenschnur
Hängt silbern über Dach und Schlot.

Das Werk hält lauschend seinen Atem an,
Der Seile Schwung verebbt, die Räder stocken,
Ventile schließen sich und Kolben liegen tot
In den Maschinenhäusern,
An deren Fenster scheu mit leisem Finger
Die blaue Mainacht klopft.

Im Kesselhaus vor müden Feuern
Verschlafne Heizer hocken.
Maschinenwärter träumen, reden Worte,
Die andre nicht berühren.
In dumpfen Stuben starren Schreiber
Seltsamen Blicks auf Zahlen und Papier.

Im Wäldchen aber singt die Nachtigall
Und spinnt aus Silberton und Mondesglanz
Ein zauberlächelnd Traumgeflecht.

*

Das hohe Lied.

Von Bruno Schönlanck.

Das hohe Lied der Arbeit tönt.
Hört, wie's über schütternden Schienen dröhnt!
Hört, wie es unterirdisch saust,
Hört, wie es in den Fabriken braust!
Die Arbeit spielt mit Riesen Händen
Gewalt'ges Orgellied der Zeit,
Hin flutet es an grauen Wänden,
Hin rauscht es zu der Ewigkeit.

(Aus „Sei uns, du Erde“.)

Gott brauft.

Von Gerrit Engelke.

Weißt du, was die Mittags-Straße schüttert, lebt,
Wenn chaotisch tausend Lebenstakte schlagen
Aus den Menschen, Häusern, Pferden, Wagen?
Gottesrhythmus!

Weißt du, was des Nachts das müde Haus durchbebt,
Wenn der Mondlichthimmel auf die Stadt gesunken?
Was die Straßen sausen unter Sternenfunken?
Gottesrhythmus!

Unaufhörlich drangvoll, fluten, beben
Rhythmusströme durch die Stunden um dich her,
Schwellen, wellen über dich zu einem Meer:
Gottesrhythmus!

Und du selbst, du Mensch in diesem Herzschatz-Leben,
Von Tränen überspült, vom Straßenbraus gepackt,
Bist der höchste Rhythmus, vollster Blutstrom-Takt:
Denn in dir ist Gott!

(Aus „Rhythmus des neuen Europa“.)

*

Die neue Zeit.

Von Wilhelm Haas.

Wir pflanzen unsre Fahne auf die Zinne
Der unruhvollen, nimmermüden Zeit;
Wir haben uns der Gegenwart geweiht,
Daß jeder von uns recht den Tag beginne.

Und doch sind wir, inmitten Ruß und Qualm,
Der mütterlichen Erde tief verbunden.
Wir haben unser Bestes dort gefunden,
Wo heil'ge Urkraft strömt aus jedem Halm.

In unserm Blute liegt seit Anbeginn
Der Rätsel tiefstes und der Wunder Sinn:
Wir lieben Vogellied und Werksirenen!

Wenn spät ringsum die Zechen lärmend hämmern,
Urmutter Heimat lockt im letzten Dämmern,
Daß unsre Tage weich sich in den Abend dehnen.

*

Lied der Arbeit.

Von Karl Bröger.

Ungezählte Hände sind bereit,
Stützen, heben, tragen unsre Zeit.
Jeder Arm, der seinen Amboß schlägt,
Ist ein Atlas, der die Erde trägt.

Was da surrt und schnurrt und klirrt und stampt,
Aus den Essen glühend loht und dampft,
Räderrasseln und Maschinenklang
Ist der Arbeit mächtiger Gesang.

Tausend Räder müssen sausend gehn,
Tausend Spindeln sich im Kreise drehn,
Hämmer dröhnend fallen, Schlag um Schlag,
Daß die Welt nur erst bestehen mag.

Tausend Schläfen müssen fiebernd glühn,
Abertausend Hirne Funken sprühn,
Daß die ewige Flamme sich erhellt,
Licht und Wärme spendend aller Welt.

Heimat.

Von Erich Grisar.

Ich habe oft mich fortgesehnt
Und hab' nicht fortgekonnt von dir,
Denn du, du bist kein Ding, das man verlassen kann,
Du bist ein Teil von mir.
Nicht wie das Herz, das aus der Brust man reißen kann,
Wenn es zu sehr uns quält mit seinem Schlag.
Du, Heimat, bist mir mehr, bist um mich her, bist Ich
Und unvergänglich wie ich selbst.
Wer dich verläßt, muß erst sich selbst verlassen
Und als der Schatten seines Wesens in die Fremde gehn.
Wer das nicht kann, muß bleiben in dir, o Heimat;
Denn du verläßt ihn nicht.

Wohin den Schritt er immer lenke
Und welchen Boden er betreten wird —
An seinem Schuhwerk haftet stets
Ein Rest von deiner Erde.
Und ein Hauch des Heimatatems bleibt
In seinen Kleidern hängen,
Den gleichen Duft er atmen darf
Und wo er immer sei
Und welche Schönheit er genießen mag;
Im letzten Winkel seines Auges
Wird sich der Abglanz deiner Schönheit spiegeln,
Und eine Sehnsucht wird in seiner Seele wohnen:
Heimat . . . Heimat . . .

(Aus „Morgenruf“.)

*

Werkgemeinschaft.

Von Christoph Wieprecht.

Du, Bauer, der du hinterm Pfluge schreitest,
Ich schau dein Bild, und glühend fühle ich mit dir:
Wenn du dein Sinnen um die Scholle breitest,
Schwingt deines Schaffens ganze Welt in mir.

Ich steh' in Glut und Rauch der dumpfen Schmiede
Und fühl' beim Funkensprung und Hammerschlag
Gemeinsamkeit in unserm Lebensliede,
Des steten Willens großen Arbeitstag.

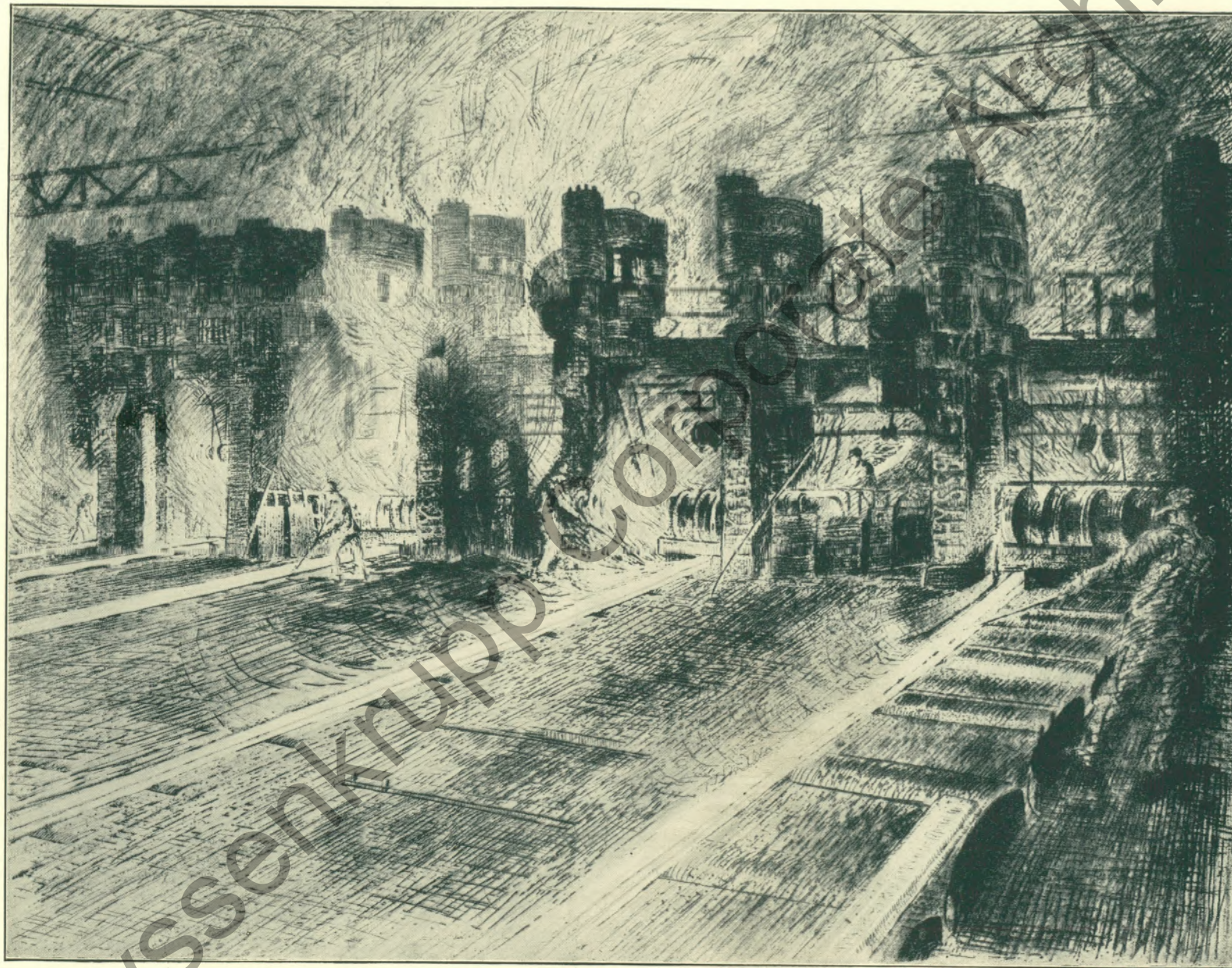
Seh' ich das Eisen glühend sich gestalten,
Dann fühl' ich mich als Sämann groß und stark;
Ich seh' die Pflanzen sich aus ihrem Keim entfalten
Und fühl' mein Blut in deinem Lebensmark.

Du bat'st um Tag und Sonne, Tau und Regen,
Wenn um den Samen sich die Furche schloß;
Auch ich bat Gott um seines Lichtes Segen,
Wenn Schweiß wie Tau von meiner Stirne floß.

Versenk' auch du dich in den Kern der Flamme,
Die wie ein Lied aus meiner Seele sprüht:
Sie singt, daß du und ich von einem Stamme,
Daß eine Seele unser Sein durchglüht.

Du, Bauer, der du hinterm Pfluge schreitest,
Gedenke mein beim Werk am grünen Hag;
Mein Hammer blüht, wenn du dein Werk begleitest,
Gemeinsam feiern wir den Erntetag.

(Aus „Das proletarische Schicksal“.)



Radierung von Franz Graf.

Schienenwalzwerk
der
thysenkrupp Corporate Archives
Bereiniarte Stahlwerke Aktien Gesellschaft



*Über den Hochofen des „Schalker Vereins“
(Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).*

Irgendwoher aus dem raumlosen Schwarz, das das Lichtmeer umschließt, glühen plötzlich Flammenbrände auf und wachsen: das Uerdinger Hochofenwerk; noch weiter in der Ferne schwebt kurz darauf eine langgestreckte rötliche Dunstschicht, die allmählich breiter und heller wird, um sich schließlich in eine unregelmäßig breite, nirgends gänzlich durchbrochene Lichtschranke von riesenhafter Ausdehnung zu verwandeln. Unser Wunsch scheint sich zu erfüllen: wir nähern uns immer mehr dem stärksten Kraftfeld Deutschlands, dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet.

Als wuchtiger westlicher Pfeiler schälen sich die Umrisse von Duisburg-Ruhrort immer scharfer heraus, an der äußersten westlichen Kante flankiert von den aufglühenden, sich im dunklen Rheinstrom spiegelnden Flammensäulen der Krupp'schen Hütte in Rheinhafen; nach Osten schließen sich als riesenhafte Lichtfelder Hamborn, Oberhausen, Mülheim, Essen und Gelsenkirchen an.

Unser Ballon treibt in 800 Meter Höhe genau auf den Abschnitt der Lichtschranke zu, der für den das Industriegebiet nur dem Namen nach Kennenden die Verkörperung des Giganten an der Ruhr darstellt: Essen.

Von oben gesehen, anscheinend nicht mit vollem Recht. Denn als wir um 2.05 Uhr über dem Essener Hauptbahnhof stehen, ist der Eindruck nicht so gigantisch, wie wir alle erwartet haben. Oder sind wir durch das märchenhafte Bild der Lichtstadt Düsseldorf allzu verwöhnt worden? Bis einem einfällt: in und um Essen spielt sich das werktätige, keine Nachtruhe kennende Schaffen zumeist ebensoviel Meter unter der Erde ab, als wir darüber schweben. Und für einen Augenblick gedenkt man der Hunderttausende, die, während wir oben über dem nächtlichen Lichterglanz im Äther schwimmen, „unter Tage“ ihre mit „Glück auf“ begonnene Nachtschicht verfahren.

Gleich als ob die Lichtschranke unter uns das Überspringen noch in 800 Meter Höhe verriegelt, erhält der Ballon ganz allmählich eine leichte Drehung nach Osten und pendelt mit rund 50 Kilometer Stundengeschwindigkeit auf Gelsenkirchen-Schalke zu, genau senkrecht über die gewaltigen Hüttenwerke des Schalker Vereins hinweg, dessen einer Hochofen, anscheinend uns zu Ehren gerade „abgestochen“, kleine Feuerbäche flüssigen Eisens als Streifenmuster über den schwarzen Werkhof speit. Unweit davon lodern, aus dünnen, überaus hohen Rohren hervorspringend, meterhohe, gelblichrot bis lichtblau getönte Flammen, Titanenfadeln gleich, zu uns herauf: die neue Großkokerei „Alma“ der Vereinigten Stahlwerke „fadelt ab“.

Um 2.20 Uhr, zwei Stunden nach dem Start, hängen wir über dem größten Güterbahnhof des Industriegebiets, über Wanne. Allmählich treiben wir wieder aus dem Brennpunkt des Gigantenkampfes heraus, der nordwestlichen Peripherie zu und überspringen kurz nach 3 Uhr in 1200 Meter Höhe zwischen Dortmund und Herne die Schranke, die uns bisher den Weg nach Norden verriegelt hat. Von Osten her winken abschiednehmend die Fackeln der „Dortmunder Union“.

Wie mit dem Lineal gezogen, läuft ein schmaler schwarzer Wasserstreifen aus der hinter uns langsam erlöschenden Gigantenschmiede durch Wiesen und Felder und Wälder nordwärts, hier und dort verdeckt durch eine Kette aneinandergereihter, langgestreckter, dunkler Körper, von deren Kopfende runde, gelb blinkende Augen zu uns heraufblitzen: schlafende, mit schwarzen Diamanten bis zur Bordwand beladene Frachtfähne im Dortmund-Ems-Kanal.

Anstatt des Lichtteppichs, über den wir fast drei Stunden andächtig-begeisterten Schauens hinweggepilgert sind, haben wir nun unergründliches Schwarz zu unseren Füßen, aus



Die „Dortmunder Union“.

Das Luftbild gibt einen klaren Überblick über die Gliederung einer Eisenhütte mit angegliedertem Stahlwerk. Den zur Eisenerzeugung dienenden Hochöfen (im Hintergrunde links) sind in der rechten oberen Ecke die Stahlwerke (Martinöfen und Thomasbirnen) vorgelagert. An das sechs Konverter fassende Thomaswerk (erhöhte Halle mit hellem Dach) schließen sich links und rechts, parallel zu den Hochöfen, die langgestreckten Gießhallen an, an die sich weiter die zahlreichen Walzenstraßen für Eisenbahnschienen, Stabeisen usw. sowie die Werkstätten für Brückenbau anlehnen. Im Vordergrund halbrechts liegt das Verwaltungsgebäude der Dortmunder Union. Das an der rechten Bildkante oben hervortretende neue Gebäude der bekannten Dortmunder Unionbrauerei dient als anschaulicher Maßstab für die Größe der ganzen Anlage.

dem nur hin und wieder ein verirrtes Licht herausflimmert, und — fallen plötzlich in weniger denn fünf Minuten um 800 Meter ins Bodenlose. Zwei Sack Ballast müssen herhalten, um die Abwärtsbewegung aufzufangen.

Und die Erklärung? Während wir bisher, um im Bilde zu bleiben, vom heißen Atem der Titanen, der bis zu unserer Laufendmeterhöhe noch spürbar war, getragen wurden, macht sich jetzt die Abkühlung nach Nachtlust über den Wald- und Kulturgebieten des nördlichen, landwirtschaftlich gegliederten Westfalens bemerkbar.

Allmählich ist die Schwimmlage wiederhergestellt. In 200 Meter Höhe „gondeln“ wir dahin, nunmehr ganz ruhig und ohne jede vertikale Bewegung, so daß der Höhenschreiber seine Spur auf dem Barographenblatt wie vom Lineal geführt zieht, und wir uns, vom Schauen erschöpft, auf den Klappsitzen am inneren Korbrand eine halbe Stunde Ruhe gönnen. Aus der wir unvermittelt aufgerüttelt werden durch ein deutlich vernehmbares „Kikeriki“. Der erste Morgengruß aus der Tiefe.

Wirklich. Gegen Osten beginnt die über uns gestülpte dunkle Riesenkuppel rötlich-grau anzulaufen, färbt sich allmählich mit blau-roten Tinten, die langsam, ganz langsam am Himmelsgewölbe aufwärts und seitwärts fließen und das unter uns liegende Land aufhellen.

Wo sind wir? Nach vorsichtiger Schätzung irgendwo zwischen Münster und Osnabrück. Eifrig werden Karten- und Landschaftsbild miteinander verglichen, wahrscheinlicher Stand des Ballons nach der bisherigen Durchschnittsgeschwindigkeit errechnet, Bahnlinien gesucht, nach markanten Punkten gefahndet.

Da taucht vor uns aus dem Dämmergrau ein langgestreckter bewaldeter Bergrücken auf, an dessen westlicher Seite sich in einen markanten Sattel ein kleines Städtchen einschmiegt: der Teutoburger Wald bei Halle in Westfalen. Also befinden wir uns schon wesentlich weiter südwestwärts, als wir vermuteten, und unsere Durchschnittsgeschwindigkeit nach Verlassen des Industriegebiets kann nicht viel weniger als 65 Kilometer betragen haben.

Jetzt, in der niedrigen Höhe von schätzungsweise 100 Meter über dem Erdboden, merken wir an dem schnellen Abrollen des Filmbandes unter uns, wie schnell wir vorwärtskommen. Aber . . . wächst der vor uns aufstrebende Kamm des Teutoburger Waldes nicht bis zu einer Höhe von mehr als 300 Meter? . . . Also heißt es doch: Ballast abgeben!

Der Führer, anscheinend unsere Gedanken erratend, schmunzelt: „Nun, meine Herren, wie wär's mit einem kleinen kosmischen Hürdenrennen ohne Ballastabgabe?“

Drei zweifelnde Augenpaare, die gleichzeitig mit einem nicht ganz zu verbergenden Unbehagen auf den bedenklich näherrückenden Bergkamm schielen. Hürdenrennen, mit einer Stundengeschwindigkeit von 65 km über eine fast 200 Meter vor uns aufsteilende Hürde, die obendrein nicht etwa vorschriftsmäßig glatt und nachgiebig, sondern mit Widerhaken in Gestalt von Bäumen wie besät ist?

Aber die Ruhe des Führers, der sich behaglich (für alle Fälle einen Sandsack liebevoll im Arm) über den Korbrand lehnt, entwaffnet. Langsam packt auch uns das Sportfieber und — die Neugier, was daraus wird.



Eine Lebensader.

Hansa-Luftbild.

Der Dortmunder Hafen des Dortmund-Ems-Kanals, der einzigen deutschen Wasserstraße zwischen dem Ruhrgebiet und der Nordsee.

Der Pulsschlag der Arbeit verkörpert sich greifbar in den mehr als tausend Waggon, deren Inhalt (Kohle oder Stahlerzeugnisse) auf den Umschlag in Schleppfähne wartet.

Und wirklich, der Sprung über die Hürde gelingt glänzend. Schon sind die am Hang aufwärts strebenden Bäume auf Greifweite an uns heran, so daß wir im nächsten Augenblick das Prasseln der Zweige erwarten und uns — besser ist besser — hinter der Korbwand verschansen, als plötzlich der Ballon fahstuhlartig in der Hangrichtung nach oben gerissen wird und in einem eleganten Satz den Kamm überspringt, um hinter dem Bergrücken wieder talwärts zu gleiten.

In das Nachzittern der erlebten Sekunden klingt die Stimme des Führers: „Na also! Und im übrigen war der Sprung eine Selbstverständlichkeit. Denn wenn der Wind gegen eine geschlossene Bergkette weht, dann muß er doch irgendwohin abgelenkt werden, um den nachdrückenden Luftmassen Platz zu machen, wobei ihm eben nichts anderes übrig bleibt, als über das Hindernis hinwegzuspringen. Und da der in einer Luftschicht schwimmende Ballon jede Auf- und Abwärtsbewegung dieser Schicht wohl oder übel mitmachen muß, so springt er eben auch. Sie sehen, die Sache ist gar nicht so rätselhaft und vor allem keineswegs so gefährlich, wie es den Anschein hatte.“

Schon legt sich uns ein zweiter Höhenzug in den Weg, das Wiehengebirge. Aus dem Morgendunst schimmert von Osten her die Weser.

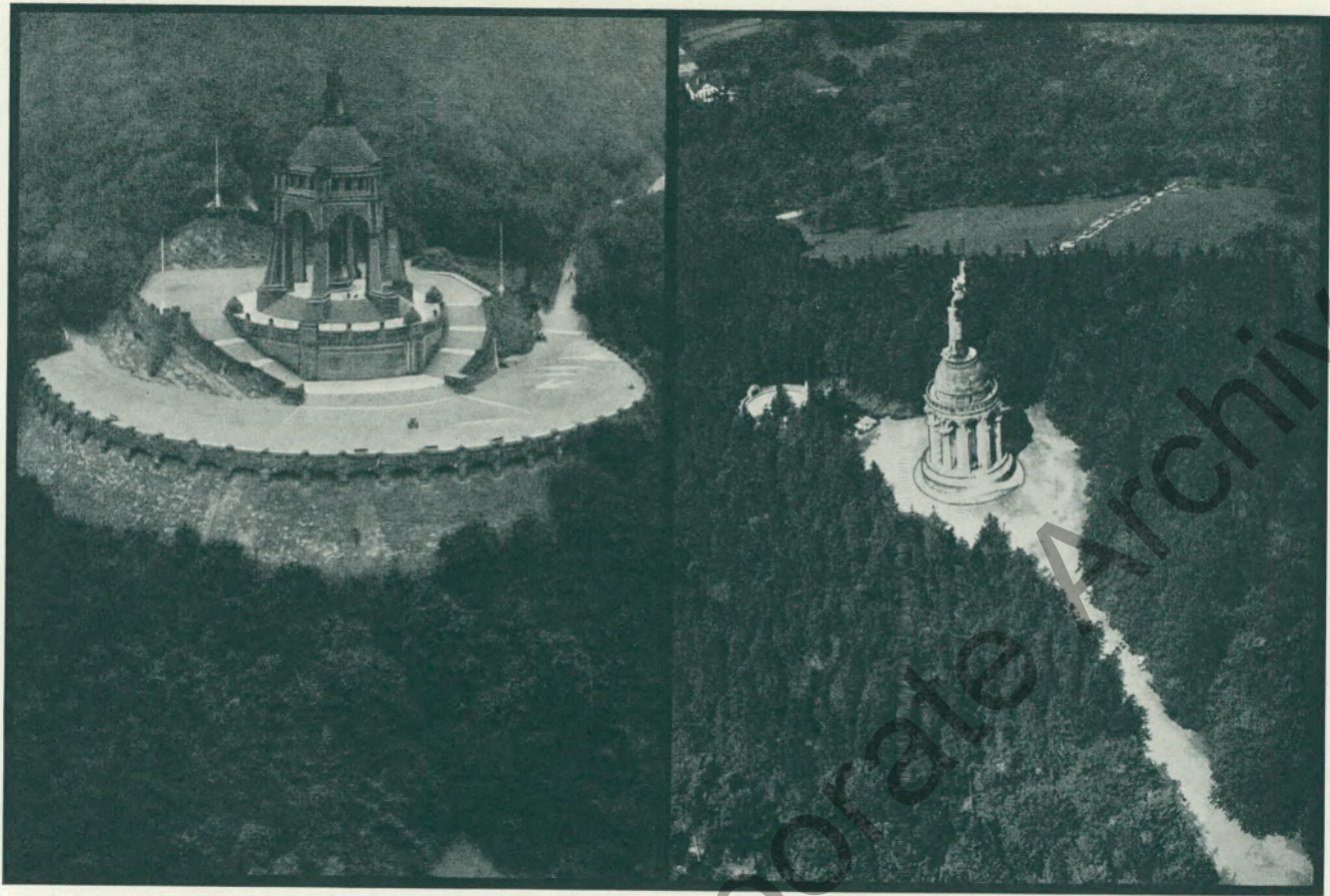
Diesmal warten vier gläubige Augenpaare auf den nunmehr selbstverständlichen „Sprung über den Bergrücken“. Und dann kommt es doch anders, als alle denken. Kurz vor den Hängen faßt eine unsichtbare Hand den Ballon und schiebt ihn zielbewußt am bewaldeten Westhang entlang südlich, auf die Weserscharte zu, nach gut deutschem Brauch bekannter unter dem fremdländischen Namen „Porta Westfalica“. Auf Greifweite pendeln wir am Kaiser-Wilhelm-Denkmal vorüber, um über der Weser durch die Westfälische

Pforte in die Norddeutsche Tiefebene vorzustößen, die im Glanze der aufgehenden Sonne zu uns heraufleuchtet. Von links her winken die Kirchturmspitzen der alten preussischen Feste Minden, deren ehemalige Wälle, in einen lichtgrünen Kranz gepflegter Anlagen verwandelt, von oben her gesehen der Stadt das Gesicht einer wirklichen Gartenstadt verleihen.

Von nun an begleitet uns die Weser, bald links, bald rechts von uns auftauchend.

Die wärmer werdende Morgen Sonne holt den Ballon allmählich nun näher zu sich heran. Schon haben wir ohne jede Ballastabgabe die Tausendmetergrenze überschritten. Mit jedem Meter Höhengewinn wird der Blick schrankenloser, läuft am Silberband der Weser, die sich in sanftgeschwungenen Bogen durch das herbstlich gedämpfte Grün der stillen niedersächsischen Landschaft hinzieht, aufwärts und bleibt an einem riesengroßen, nebelüberhauchten Riesenspiegel hängen, der, in Hügel und Wälder eingebettet, in Fahrtrichtung durch den Herbstnebel zu uns heraufleuchtet: das Steinhuder Meer.

Immer mehr geht das herbstlich gedämpfte Grün der niedersächsischen Landschaft in ein trostloses Grauschwarz über, hier und da durchsetzt mit sumpfigen Wasserlöchern und grauweißen Sandflecken. Wir stoßen in das norddeutsche Ödlandgebiet vor. Und die Erinnerung an die zu 500 und 600 Köpfen auf einem Quadratkilometer zusammengeballten Menschenmassen im Industriegebiet läßt die erschütternde Totheit dieses in seiner Gesamtheit Hunderte von Quadratkilometer großen Gebiets noch stärker hervortreten. Wieder einmal nimmt der vor nahezu einem Jahrzehnt unter ähnlichen Umständen geborene Gedanke — damals trug mich eines der ersten Verkehrsflugzeuge des Deutschen Aero-



„Auf Greifswalde pendeln wir am Kaiser-Wilhelm-Denkmal vorüber . . .“

Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald.
Luftbild aus 300 m Höhe.

Lloyds aus der Geschäftigkeit hanseatischen Geistes über das Gelände — von neuem Gestalt an: Sollte hier nicht der Schlüssel zu einer wirklich werteschaffenden Arbeitslosenversicherung liegen, indem man nach einem großzügig angelegten und bis in seine Einzelheiten durchdachten Plan dieses Gebiet zu einer deutschen Kornkammer um- und ausbaut?

Mehr als eine Stunde — und wir haben immer noch eine Stundengeschwindigkeit von mehr als 50 Kilometer — hat man Zeit, diesen Gedanken hin und her zu wälzen, und immer wieder zeigen kleine, scharf in das unfruchtbare Schwarz eingeschnittene Streifen grünen Landes, daß die Wdlandkultur möglich ist.

Allmählich mehren sich die grünen Komplexe. Die strohgedeckten, hier und da verstreuten Häuser, von denen aus strahlenförmig grüne Wiesen und bebautes Kulturland sich in die unfruchtbare Sandebene und die sumpfigen Niederungen hineinfressen, schließen sich zu Dorfgemeinschaften zusammen, um gemeinsam den erfolgreichen Kampf aufzunehmen, Bahnlinien ziehen wieder gerade Striche durch Feld und Wiesen und Heide und Moor: wir nähern

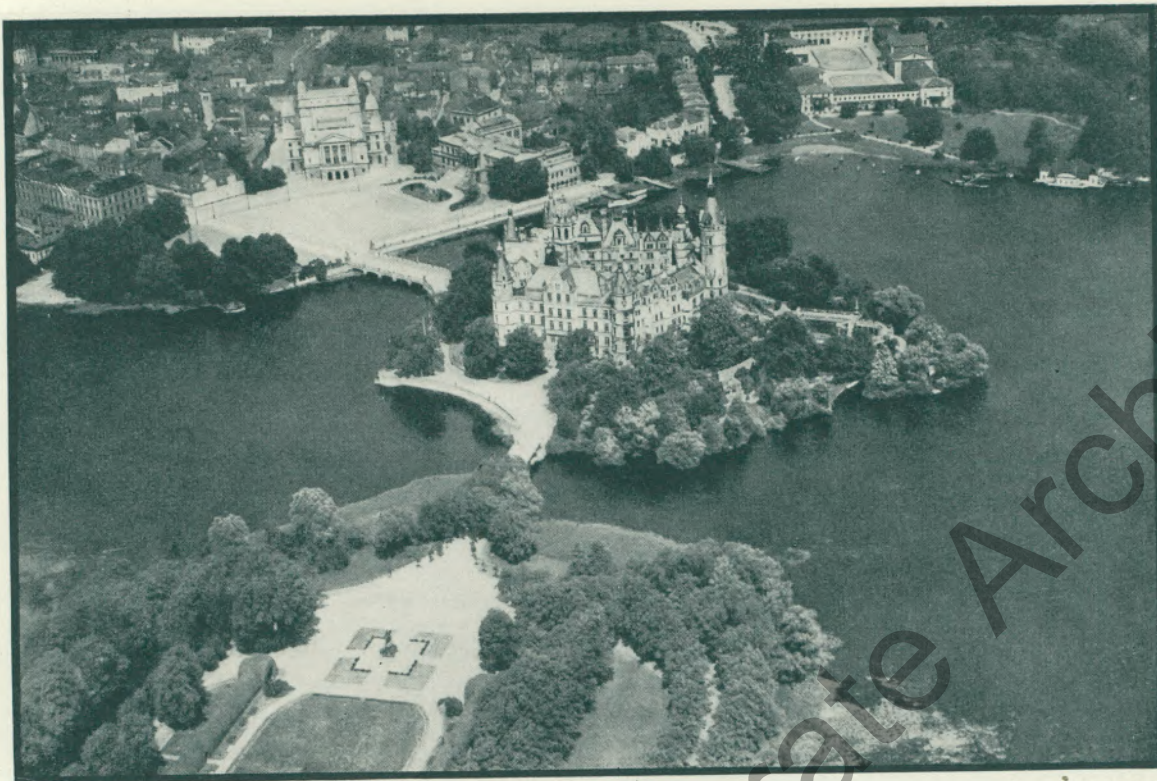
uns dem nordwestlichen Ausläufer des toten, nein richtiger gesagt, des bisher unerweckten Deutschlands.

Als wir um 7.30 Uhr die Elbe unweit Neuhaus überfliegen, spielt die Nadel des Höhenmessers an der Dreitausendmetergrenze. Hier und da hängen plötzlich tief unter uns, wie von spielerischer Hand verstreut, weiße Wattebäuschchen im Blau, die von Viertelstunde zu Viertelstunde größer werden, sich zusammenballen, zu uns heraufsteigen, gegenseitig Fühlung miteinander nehmen, ineinander überfließen und uns immer mehr von der Welt unter uns abschließen. Eine Stunde später sind wir durch eine geschlossene Wolkendecke von der Erde abgeriegelt. Augenblendend dehnt sich unter uns ein strahlend weißes Meer, über das wir, erdentrückt, von der unsagbaren Schönheit des Geschautes zutiefst gepackt, durch den unendlichen Raum uns in stummer Bewunderung dahintragen lassen.

Der Hinweis des Führers: „Allmählich müssen wir an die Landung denken“ entreißt uns der Andacht. Ein vorsichtiger Ventilzug. Langsam senkt sich der Ballon aus seiner



So sieht das Porta-Denkmal aus 1000 m Höhe aus.



Das Schweriner Schloß,
ein Schmuckstück der Mecklenburgischen Seenplatte.

Sansa-Luftbild.

Dreitausendmeterhöhe. Immer näher dringen die Wolken zu uns herauf, und immer deutlicher wird das Gewoge der Wolkenmassen, von der aufwühlenden Kraft der Sonnenstrahlen kündend. Schon zeichnet sich der Ballonschatten, von einer Aureole umgeben, deutlicher auf der weißen Decke ab, nähert sich uns immer mehr. Jetzt berührt der Ballon Schatten und Wolkenrand, im nächsten Augenblick wird es neblig und kühl und feucht um uns. Und dann fallen wir, schneller und schneller, einhundert, zweihundert und fünfhundert Meter durch eine von Nebelschwaden gefüllte kosmische Waschküche, in der man kaum die Hand vor den Augen sieht, abwärts.

Eintausendfünfhundert Meter.

Unter uns wandelt sich das einheitliche Graubraun in ein verschieden getöntes Graubraun. Die verwaschene Farbmischung auf der Palette unter uns wird zur gestalteten Farbensymphonie, in der Dunkel- und Hellgrün, Braun und Blau und Weiß nebeneinandergepupst stehen. Und die Farbensymphonie rundet sich zum Bild, und das Dunkel- und Hellgrün wird zu Wäldern und Wiesen, das Braun zu ungepflügten Äckern und das Blau, hier und dort regellos in das Grün und Braun eingebettet, zu Seen und das Weiß zu anmutig in die Landschaft gelagerten Dörfern und Städten. Wir sind über der Mecklenburgischen Seenplatte.

Die Überlegung, daß der wahrscheinlich immer noch herrschende starke Bodenwind voraussichtlich zu einer längeren Schleiffahrt zwingen wird, läßt es empfehlenswert er-

scheinen, die Fahrt nicht bis zur Ostseeküste auszudehnen, wo sich im letzten Augenblick vielleicht nicht die geeignete Landemöglichkeit bietet.

Ein vorsichtiger Ventilzug — langsam senkt sich der Ballon aus seiner Fünfzehnhundertmeterhöhe. Immer näher kommt die Landschaft auf uns zu, über die Bahnstrecke Schwerin—Rostock scheren wir in 800 Meter Höhe hinweg, rechts vor uns recken sich die Türme der alten Mecklenburger Universitätsstadt in den Morgenhimmel.

Zweihundert Meter. Ein Dorf. Winkende und laufende Dorfjugend, angstvoll aus Furcht vor dem herunterstößenden Raubvogel auseinanderstiebendes Hühnervolk. Ein Wassergraben mit aufgeworfenem Uferrand will schnell noch übersprungen werden und verlangt einen Sack Ballast, der den Ballon nochmals auf 30 Meter hebt. Ventilzug! Reißleine. „Achtung! Festhalten!“

Ein leichtes Aufstoßen des Korbes, ein letzter kraftloser Satz des Ballons in sein eigentliches Element, ein erneutes sanftes Aufsetzen; über uns hängt die langsam erschlaffende Hülle, verneigt sich behutsam in der Windrichtung vor dem Boden, kippt mit einer tiefen Bauchsalte abwärts, beschnuppert mißtrauisch das über Erwarten nasse Wiefengelände und streckt sich resigniert über das herbstliche Grün hin, allmählich den letzten der 1680 Kubikmeter Gas aushauchend. Der über eine Distanz von mehr als 500 Kilometer reichende zehnstündige „nächtliche Luftsprung über Fördertürme, Schlackenhalde und Torfmoore“ ist zunftgemäß beendet.

Türmerlied.

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.

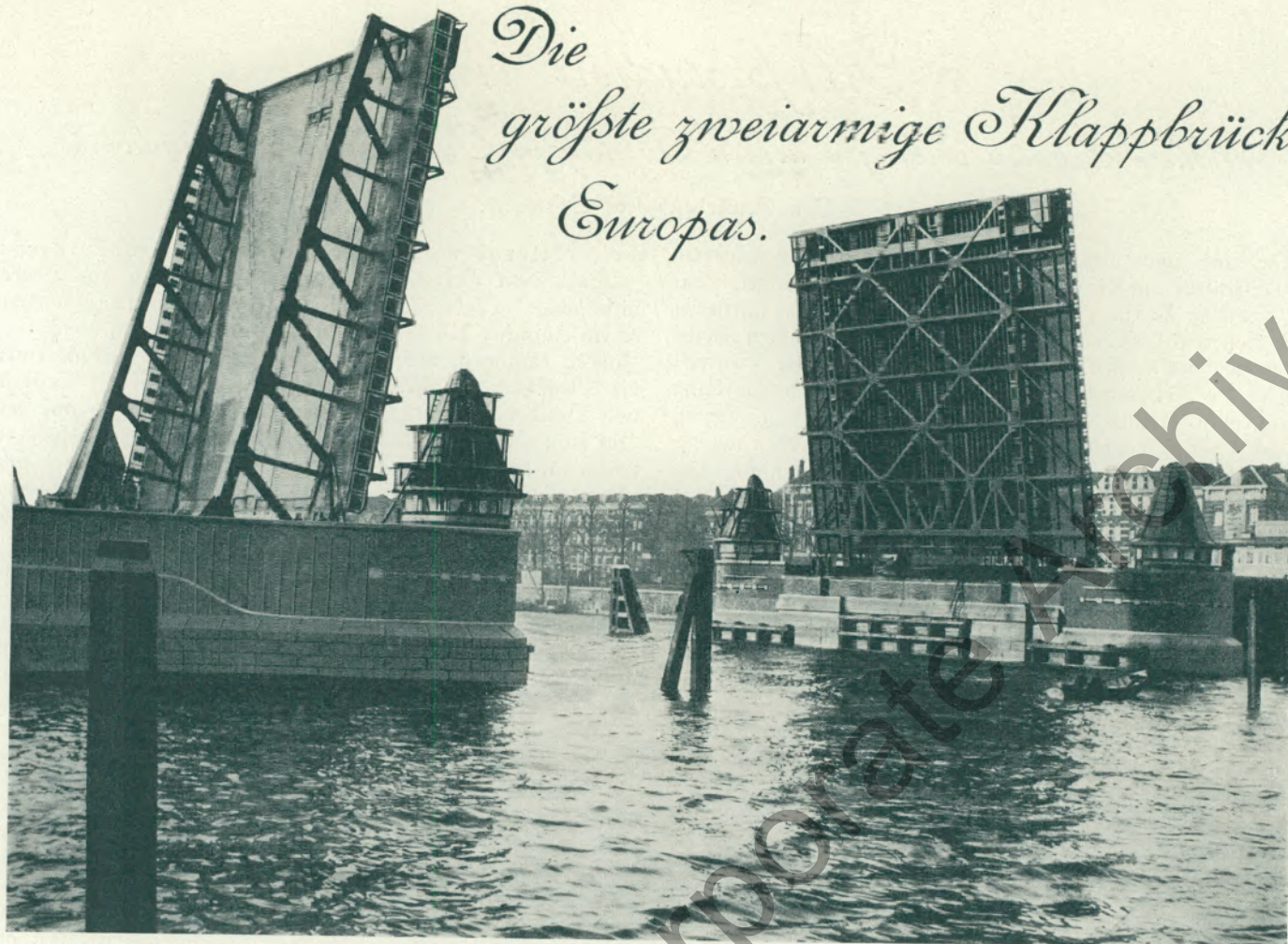
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

Goethe.

Die größte zweiarmige Klappbrücke Europas.



Die neue Königinbrücke in Rotterdam.

Überhalb der Hafenanlagen von Rotterdam wird die Maas durch die Insel Nordereiland in zwei Arme geteilt. Die gewaltige Zunahme des Verkehrs in den letzten Jahren verlangte immer gebieterischer eine Überbrückung des 50 m breiten linken Armes, des sogenannten Königshafens. Schwieriger gestaltete sich eine einwandfreie Lösung des Problems durch die gestellte Bedingung: keine Behinderung der den Königshafen anlaufenden Seeschiffe. Auf Grund eines Klappbrücken-Vorschlags, der nicht nur eine technisch vorzügliche Lösung darstellte, sondern gleichzeitig auch eine wesentliche Verminderung der Baukosten gegenüber den anderen Vorschlägen ergab, wurde anlässlich einer Ausschreibung, an der sich stärkste internationale Konkurrenz beteiligte, die Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft

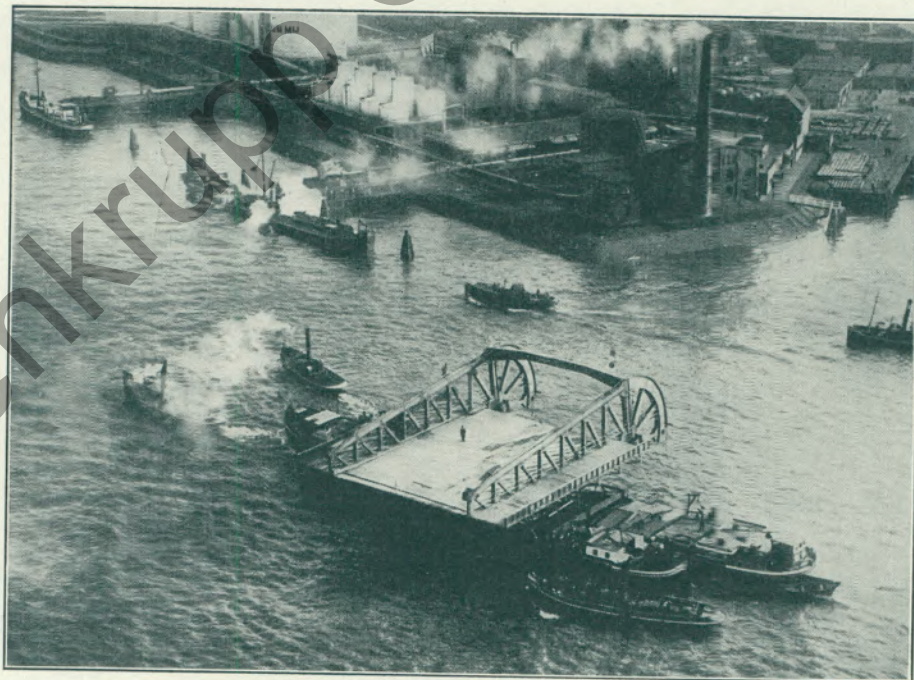
Düsseldorf mit dem Bau der neuen Königinbrücke betraut.

Der Eigenart der Klappbrücken entsprechend wurden die beiden Klappen von je etwa 500 t abwärts von der Baustelle fertig montiert und jede Klappe für sich auf zwei Leichtern so vor den Pfeiler gefahren, daß sich die Lager genau vor die entsprechenden Aussparungen im Pfeiler

legten. Mit eintretender Ebbe senkten sich die Leichtern mit der Klappe, die beiden Kreisbogen glichen in die Aussparungen, und die Hauptlager konnten auf den Auflagerträgern befestigt werden. Jetzt wurde mit zwei großen Schwimmkränen das Ende der Klappe hochgezogen, bis die unteren Spitzen der beiden Kreisbögen mit dem 800 t schweren Ballastkasten verbunden werden konnten. Damit war der schwierigste Teil der Arbeit beendet; denn nach Entfernung der Stützen unter dem Ballastkasten konnte nun die Klappe mit elektrischen Kabelwinden schon vollständig hochgebracht werden. Nach Einfügen der zweiten Klappe in der gleichen Weise und nach Einbau der maschinellen und elektrischen Ausrüstung konnte die Brücke dem Verkehr übergeben werden.

Mit 58,5 m Abstand zwischen den beiden festen Drehachsen die größte zweiarmige Klappbrücke Europas, entsprach das Bauwerk vom ersten Tag der Inbetriebnahme an allen Anforderungen

ohne jede Störung, argesichts der schwierigen Aufgabe ein neuer schöner Beweis für die Qualität der Arbeit und die hohe Leistungsfähigkeit der Brückenbauanstalt der „Fortuna der Union“.



Transport einer Brückenklappe zum Pfeiler.

Muß studiert sein?

Höhere Schulen verbürgen keinen Aufstieg in Industrie und Handwerk.

Von Gewerbeschulrat Schwenk.

Sachleute und Behörden haben mit anerkennenswerter Offenheit auf die Mißstände und Gefahren hingewiesen, die aus dem überstark gewordenen Andrang zu den mittleren und höheren Schulen entstanden sind. Die Folgen dieses Überangebots müssen für viele verhängnisvoll sein. Begreiflich ist die Neigung der Eltern, ihren Kindern die Laufbahn durch die höheren Schulen nach Möglichkeit zu sichern. Gewiß sollten Schüler oder Schülerinnen von ausgesprochen wissenschaftlicher Begabung vom höheren Studium nicht ausgeschlossen bleiben. Heute sollen jedoch einige Hinweise für die Erziehung der Kinder gegeben werden, die ohne diese Begabungsform und ohne „höhere“ Schulbildung doch einer gehobenen Laufbahn zugeführt werden sollen.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß es überaus wertvolle Begabungen gibt, die nicht gerade wissenschaftlichen Charakter haben. Wir brauchen in Industrie und Handwerk eine große Anzahl intelligenter Volksschüler, die der höheren Bildung im Rahmen der üblichen höheren Schulen wirklich nicht bedürfen, an deren Intellekt und Können jedoch hohe Anforderungen gestellt werden müssen.

Notwendiger als akademische Schulung ist heute für viele junge Leute, daß sie sich hinauswagen, daß sie jahrelang um ihren Lebenserfolg kämpfen müssen, oft lange Zeit ohne irgendwelche Aussicht auf „sicheren“ Erfolg! Notwendig ist, daß sich diese jungen Leute ihre Führer, ihre Bücher, ihre Laufbahn selbst suchen lernen, daß sie die Augen aufmachen und sehen, was der Markt bietet! Notwendig ist, daß unsere Jugendlichen, die nicht zur Laufbahn mit akademischer Vorbildung berufen sind, sich üben, gewandt und stark und wissend zu werden, daß sie etwas in ihrem Fach leisten, daß sie wirkliche Kömmer sind, auf die man sich allwärts, insbesondere aber in ihrem Beruf, unbedingt verlassen kann! Schwimmen lernt man am sichersten und zuverlässigsten im Wasser; sich wehren lernt man im unmittelbaren Lebenskampf! Es gibt im Produktionsprozeß ungezählte Posten von unglaublich fein abgestufter Verantwortlichkeit; schließlich landen in gewissem Sinne die meisten da, wo sie einigermaßen hinpassen. Und glaubt der oder die zu etwas Besserem trotz allem berufen zu sein, denen kann geholfen werden! Gerade aus diesen kann etwas werden, wenn sie die in ihnen liegende Unzufriedenheit so lange wachzuhalten wissen, bis der Erfolg sich einstellt. Schließlich ist eine einzelne Firma nicht die Welt, es gibt noch andere Vorgesetzte als die, die so einen strebsamen jungen Menschen nun einmal aus irgendwelchen Gründen nicht hochkommen lassen wollen!

Industrie und Handwerk haben das größte Interesse daran, ausdauernd strebende Menschen zu bekommen. Wie oft geht man durch seine Maschinensäle, seine Büros, um den Mann, die Frau ausfindig zu machen, dem oder der man einen besseren, aussichtsreichen Posten in Ruhe überlassen könnte! Freilich werden junge Leute, die nur nach der Schablone zu leben versuchen wollen, es nirgends weit bringen. Pioniergeist tut uns not! Und Pioniere werden in der Industrie besser bezahlt als irgendwo in der Welt. Um aber Führer in der Produktion zu sein, genügt nicht ein einfaches, schablonenmäßig erworbenes Wissen. Dazu gehört vor allem ein umfassendes Beherrschen des Faches, in dem der Kandidat für den besseren Posten beschäftigt ist, dazu gehört die Kunst der Menschenführung, die nur gewonnen werden kann durch anhaltende Selbstdisziplin, schließlich nur durch Übernahme immer größerer Verantwortung. Der Platz für den sich selbst

weiterbildenden Menschen ist im Produktionsprozeß!

Wehe dem Betrieb, der sich der Forderung des Tages nicht beugt! Wehe dem Leiter eines Unternehmens, und wäre es ein einfacher Werkführer, der sich auf Erfolge, die er vor Jahren errungen, nun ausruhen wollte! Die Technik rast; die Menschen, die ihren engumschriebenen Teil der Technik von Hand oder geistig zu betreuen haben, müssen auf der Hut sein. Nicht so, als ob nun ein nervöses Heßen gefordert wäre, im Gegenteil! Die Fähigen aller Grade zeichnen sich unter anderem eben dadurch aus, daß sie zu schaffen vermögen, ohne zu heßen.

Wer im Betrieb die Augen aufmacht, das Wohl und Wehe seiner und benachbarter Abteilungen aufmerksam beobachtet, für den ist jeder Tag gleich einem neuen Start. Kein Semester-schluß macht seine Aussichten zunichte, immer neue Chancen kommen und gehen, und jeder aufmerksam Beobachtende hat schon die Wahrheit erfahren, daß es weit mehr Gelegenheiten gibt, voranzukommen, als wir überhaupt zu sehen und auszunützen vermögen. Theoretische Kenntnisse allein stehen in der Produktion nicht allzu hoch im Kurs, mit praktischem Können vereint gelten sie jedoch viel. Es ist auch nicht zu übersehen, daß sich eine stattliche Anzahl Möglichkeiten findet, sich nach und nach seine theoretischen Kenntnisse, die gewiß nicht mißachtet werden dürfen, anzueignen; es sei nur an die immer mehr in Aufnahme kommenden Aufbaukurse, insbesondere aber an die heute so weitverzweigte Fachliteratur erinnert, die eine Wissensquelle ersten Ranges für den ist, der sich fortlaufend und planmäßig damit abgibt.

Wie in gut geleiteten Betrieben der Ingenieur und der Praktiker jede wichtige technische Entscheidung gemeinsam beraten und ihren Verlauf beobachten, so wird in jedem gut geleiteten Leben der Blick auf diese beiden Felder menschlichen Könnens gerichtet bleiben. Auf welchem die größere Begabung liegt, das kommt dem Aufmerksamen bald genug zum Bewußtsein. Während in den jüngeren Jahren ein universales Können und Wissen im Rahmen des Einzelberufs auch im Produktionsprozeß anzustreben ist, ist den reiferen Jahren die Spezialisierung vorbehalten. Tausendfältig ist die Möglichkeit der Spezialisierung, sei es nun, daß es sich um die Technik des Stahlhärtens oder der Färbung von Kunstseide, um die Geseze elektrischer Schaltapparate oder um Handels-erfolge in Singapore handelt — hier bietet die Produktion eine unendliche Mannigfaltigkeit der Aufgaben.

Wie viele Werkführer und Vorarbeiter, wie viele Abteilungsleiter, Direktoren und Direktorinnen, Prokuristen, Filialleiter und viel andere mehr werden alljährlich in Industrie und Handwerk gebraucht! Sich bereit machen für seinen guten Posten während der Jahre seiner Jugend, darin liegt das Geheimnis des Erfolges für alle jene, die etwas Rechtes werden möchten und doch die Zahl derer nicht vermehren wollen oder können, die den scheinbar bequemeren und scheinbar vornehmeren Weg über die höheren Schulen gehen wollen. Einfach einmal in seinem erwählten Fach anfangen, ein paar Jahre frisch-fröhlich drauflos lernen, sich selbst hart sein, nicht so rasch versorgt sein wollen, an seinen guten Stern glauben, bis er endlich scheint, darin liegt für viele der Weg ihres Lebens beschlossen. Gerade die Menschen von höchster Bildung sagen es uns: „Die Besten formen sich ihr Leben selbst!“

Vgl. hierzu den Aufsatz „Arbeiterschulung und Charakterbildung“ auf Seite 38.

OZEANIA

von HANS RICHTER

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung. Copyright 1928 by Ernst Reils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin.

27

Die Gasfabrik des Bodenseewerkes arbeitete mit Hochdruck. Schon vor der Deutschlandfahrt hatte Udenhof Flaschen voll Brenngas und Traggas nach Hamburg und Bremen verschicken lassen, dort hatten Dampfer sie aufgenommen und nach allen Himmelsrichtungen getragen. Als nach der Deutschlandfahrt das Vertrauen des eigenen Landes und der ganzen Welt zu Schiff und Mannschaft wuchs, verdoppelte die Fabrik ihre Tätigkeit, und immer neue Waggons wurden verladen.

Eine Zeitlang hatte der Professor den Gedanken eines Südamerikafluges fast aufgeben wollen, die Angebote, die jetzt einliefen, schienen ihm günstiger. Aber Alvarez bestürmte ihn.

„Es war nicht leicht, die Finanzwelt Südamerikas zu interessieren.“

Udenhof sah ihn ruhig an. „Es ist auch nicht allein Ihr Verdienst, lieber Alvarez.“

„Die Verhältnisse, die Verhältnisse, Señor!“ Der Spanier wurde ganz aufgereggt. „Man hat nichts, und man soll aus dem Nichts etwas schaffen. Man soll Menschen erzählen, wie es einmal sein wird, das ist ein undankbares Geschäft, Herr Professor, aber es ist nicht nutzlos. Ich habe den Boden vorbereitet.“

„Und aus Ihrem schönen Acker wäre nichts geworden, wenn nicht die argentinische Finanz sich plötzlich besonnen hätte“, sagte der Professor trocken. „Besonnen aus einem Grunde, der mit Ihrer Arbeit kaum zusammenhängt.“

„Herr Professor, es wird soviel geredet und gemunkelt. Sagen Sie mir, was an den Gerüchten Wahres ist.“

Udenhof stellte sich dumm. „An was für Gerüchten?“

„Der alte Manzoni liebte zwei Dinge auf dieser Welt, das eine ist seine Tochter, das andere ist sein Vermögen. Auf beides ist er stolz und mit beidem macht er keine Experimente. Daß die Consuelo Manzoni den Castillo geheiratet hat, war

kein Experiment, die Castillos sind etwas: Geld und Einfluß. Die Europazeit des Don Felipe wird bald zu Ende sein, und dann soll er drüben eine besondere Rolle spielen. Nun aber so plötzlich die Einstellung Manzonis, der sich kaum hat sprechen lassen in Buenos Aires zu unserer Sociedad, ist das nicht erstaunlich?“

„Nag sein!“

„Es ist erstaunlich. Aber da wird geredet, Manzoni hätte große Mittel von den Souzas bekommen, und die Señorita wäre mit Ihrem Kapitän Geisenheim verlobt.“

„Außer Ihnen weiß das schon ganz Buenos Aires, lieber Alvarez.“ Udenhof mußte lachen. „Verlobt mit der Absicht, bald zu heiraten. Wenn Sie unsere Fahrt mitmachen, können Sie an der Hochzeit teilnehmen, die bald nach der Landung der Ozeania stattfinden soll. Wie weit die geldlichen Interessen der Señorita Souza an der Finanzgruppe Manzoni beteiligt sind, weiß ich aber nicht.“

„Ich weiß schon genug jetzt“, sagte Alvarez. „Herr Professor, Ihre Linie ist gesichert.“

Udenhofs Ehrgeiz ging langsam weiter. Er hatte Gasdepots in Nordamerika, in Japan, in Rußland eingerichtet, und plante mit seiner „Ozeania“ eine ganz große Fahrt um die Erde, eine Fahrt, die Vorbereitung für ein zukünftiges Liniensystem sein sollte, und die ihn von Buenos Aires nach den Staaten

und von dort über den Stillen Ozean und Ostasien wieder nach Europa zurückführen sollte. Dazu kamen die Angebote der arktischen und der antarktischen Studiengesellschaft, die Polarfahrten vorgesehen hatten und das Schiff chartern wollten.

„Es wird nun bald weitergebaut werden, Hede“, sagte er zu seiner Frau, „noch ein paar solche Erfolge, und der Bodensee sieht die größte Luftschiffwerft der Erde an seinen Ufern. Dann müssen wir neue Hallen bauen.“



Scherls Bilderdienst

„Den Himmel über mir und unter mir die Wellen...“

(Faust I.)



Scherls Bilderdienst.

„Wie ein Filmband rollte die Welt unter ihnen ab.“

„Und du wolltest alt sein, Ernstel“, lächelte sie.

„Ach was, alt, das sind so Floskeln, ehe man den Erfolg in der Tasche hat. Ich denke, es werden noch viele Kommandanten aus meiner Schule hervorgehen. Aber wenn ein Ding groß werden soll, dann muß man Vorforge treffen. Fürs erste konnte man Führer, Konstrukteur, Fabrikant und Finanzmann in einer Person sein. Jetzt geht das nicht mehr.“

„So werdet ihr euch in die Arbeit teilen, Geisenheim und du?“

„Das werden wir tun, meine kluge Hede. Ich habz ein Erbe übernommen und ich will es so weitergeben, daß es lebensfähig ist. Ich will es an Geisenheim weitergeben, und der soll all die wirklichen Erfolge einheimfen, die ich noch nicht haben konnte. In Zukunft wird die Welt von dem alten Grafen als von dem Menschen sprechen, der der Menschheit die Mittel zum Weltluftverkehr gegeben hat. Wenn sie schon überhaupt von mir reden wollen, dann sollen sie sagen: Er hat nichts verfan, er war ein guter Hüter.“

„Und Geisenheim?“

„Der wird einmal Herr über viele Luftschiffe sein, aber er wird seinem eigenen Werk nie entfremdet werden, mag es so groß werden, wie es will. Denn eins der ersten Schiffe hat er kommandiert.“

Wie es jetzt oft geschah, saß Geisenheim wieder einmal in Baumeisters Arbeitszimmer. Der hatte seine Zeichnungen hervorgeholt und die Pfeife dazu in Brand gesetzt. Seine Frau saß bei ihnen.

„Kannst du nicht endlich einmal mit den Konstruktionszeichnungen aufhören, Theo?“

Der sah sie vorwurfsvoll an und wandte sich seinem Gast zu. „Sogar die flügsten Frauen haben manchmal ganz merkwürdige Anschauungen, Geisenheim, man könnte tatsächlich an die Theorien des seligen Nietzsche glauben.“

„Und was sagt der?“

„Er hält Frauen für inferiore Geschöpfe.“

Vor Aufregung schwäbelte Frau Ilse. „Komm mir mit deinem Nietzsche, viel weiß ich ja nicht von dem, aber gefallen tut's mir nicht, was du von ihm erzählst. Sehen Sie mal, Geisenheim, so große Einnahmen hat's in der Milchkanzenzeit ja nicht gegeben, da hat man haushalten müssen und rechnen, aber man hat sich gesagt: Dem Werk geht's schlecht, warum soll's dir besser gehen? Jawohl, das hat man gesagt, vielmehr gedacht hat man's, denn der Mann hat nicht merken sollen, wie oft man den Groschen umgedreht hat, ehe er zum Fleischer oder zum Grünframhändler hat wandern dürfen. Na, und jetzt...“

„Hast du zu wenig Wirtschaftsgeld, Ilse?“

„Wer redet denn vom Wirtschaftsgeld, von dir rede ich. Man will doch auch einmal etwas von seinem Manne haben.“

„Die Erfahrungen müssen bearbeitet werden, da, die Lagerungen, die Gaszufuhr...“

Sie hielt sich die Ohren zu.

28

Am Tage vor dem voraussichtlichen Start kam ein Telegramm von Hilde: „Erwarte mich mit dem Mittagzug.“ Also hatte die Schwester es sich doch nicht nehmen lassen, ihn vor der Abreise noch einmal zu begrüßen. Aber Geisenheim machte erstaunte Augen, als sie ihm ihren Gepäckschein übergab und als ein großer Kabinenkoffer auf das Auto geladen wurde.

„Willst du auf Reisen gehen?“

Sie sah ihn spitzbübisch an. „Wenn mein Brüderchen die ganze Erde zu seinem Tummelplatz macht, warum soll ich zu Hause bleiben?“

Er tippte. „Nach der Schweiz?“ — „Weiter!“

„Italien?“

„Da, sieh mal!“ Sie hielt ihm einen Brief des Luftschiffbau hin. Und dann pathetisch: „Gräulein Hilde Geisenheim wird hiermit eingeladen, an der Überseefahrt der ‚Ozeania‘ bis Buenos Aires teilzunehmen. Zwei Unterschriften, die eine von Udenhof, die andere unleserlich, ganz wie's sein muß. Na?“

„Davon hat mir Udenhof kein Wort gesagt.“

„Also, ich muß ganz ehrlich sein. Wir, ich und der Professor, wir haben schon so einen heimlichen Bund damals in Berlin geschlossen. Und der hat sich bewährt und befestigt, Frau Hede ist inzwischen auch mitaufgenommen worden. Die Geisenheimsippe muß doch bei der Hochzeit in Buenos Aires mitvertreten sein, oder, wie denkst du dir das, lauter Spanier und Luftschiffleute? Udenhof hat das gleich eingesehen.“ Und ernsthaft: „Ich muß doch die Frau kennenlernen, mit der mein Bruder nun leben will.“

„Du machst Luisa eine große Freude“, sagte er.

Sie sah ihn forschend an. „Weißt du das gewiß?“

„Jetzt versteh ich dich nicht, Hilde.“

„Hör' nur. Ich habe mir so viel von den Argentinern und besonders von den argentinischen Frauen erzählen lassen, daß ich glaube, sie ein wenig zu kennen. Wenigstens soweit man sich einen Begriff von Menschen nach dem Hörensagen machen kann. Sie sind wohl sehr anders als wir. Und nun hat Luisa nur dich kennengelernt, ohne Anhang und ohne Sippe. Sie weiß gar nichts von einer Hilde Geisenheim, nichts von Deutschland, und soll durch dich, oder sagen wir, außer dir das nun alles kennenlernen. Es ist nicht leicht.“

„Luisa hat deutsches Blut.“



„Wasser am Tage, Wasser in der Nacht. Und wieder am Tage.“

Luftschiffbau Zeppelin.

Hilde mochte nicht weiterreden, es war nicht ihre Art, mit den Dingen so leicht fertig zu werden, aber es lag ihr auch nicht, Gefahren, die noch nicht einmal Gefahren zu sein brauchten, dadurch heraufzubeschören, daß sie sie an die Wand malte.

„Und dein Atelier?“

„Du würdest Carla nicht wiedererkennen“, lachte sie, froh, daß er auf das erste Thema nicht mehr einging. „Carla ist, seit sie verlobt ist, ein ganz anderer Mensch geworden. Sie vertritt mich.“

Am Abend vor Hildes Abreise hatten die beiden Freundinnen noch in dem Atelier gegessen. „Gegen deine Fahrt habe ich nichts einzuwenden, die Mainau ist zwar der Ansicht, daß es sich für ein junges Mädchen — für die rechnest du im Ehrenkoder und so nämlich unter die Klasse der zu bemutternden, unselbständig am besten wirkenden jungen Dinger — also daß es sich für ein junges Mädchen einfach nicht schickt, so weit zu reisen. Buenos Aires ist ihr nota bene nicht viel mehr als ein dicker Fleck auf der Landkarte.“

„Frau von Mainau versteht das wohl nicht.“

„Richtig! Es wird auch gar nicht von ihr verlangt. Eben- sowenig versteht sie, daß ich mich beruflich betätigen will und dich vertreten werde. Sie hat mir allerlei Beispiele von berufstätigen Frauen erzählt, aber die arbeiteten alle, weil sie kein Geld hatten. Und in die Kategorie passe ich nun wieder nicht. Sie hält das alles, besonders auch meine Heirat, für Katastrophen.“

„Hat sie das wirklich gesagt?“

„Frau von Mainau wird nie von Katastrophen sprechen. Aber lassen wir das doch. Die Hauptsache bist du und Jöbsten.“

„Wie fühlt sich Jöbst Hallbaum eigentlich als zukünftiger Chemann?“

„Er besieht mich ab und zu kritisch, findet, daß ich girlhaft aussehe — man kann das wohl mit jungfräulich übersetzen, und dann ist es sehr schmeichelhaft —, findet, daß ich ein Typ

wäre und malt mich ab und zu. Ich räche mich und photographiere ihn. Ich habe von dir da mancherlei gelernt und weiß jetzt, daß die Photographie mit Kunst, Boshaftigkeit, Liebenswürdigkeit und ähnlichen Charaktereigenschaften gepaart sein kann.“

„Für den Verlobten also mit Liebenswürdigkeit?“

„Du erkennst die Basis unserer zukünftigen Ehe, die Jöbst und ich zwar nicht ganz ohne Altertümlichkeit, aber doch ganz in unserem Geiste zu führen gedenken. Du wirst ja Gelegenheit haben, dem Beginn beizuwohnen, zu unserer Hochzeit mußt du bestimmt zurück sein.“

„Was nennst du Altertümlichkeit?“

„Mit derartigen Begriffen verschleiert Jöbsten einen ganz ungezügelmäßigen, weil sentimentalen Begriff: Liebe.“ Carla wurde plötzlich rot. „Er hat nämlich neulich ganz erstaunt festgestellt, daß er nicht bakterienfest ist.“

„Ernsthaftigkeit, Carla?“

„Jawohl, Schulmeisterlein, es ist ernsthafter, als du denkst, wir lieben uns wirklich. Mit den Geldfragen und mit der Kunst werden wir uns schon auseinandersetzen.“

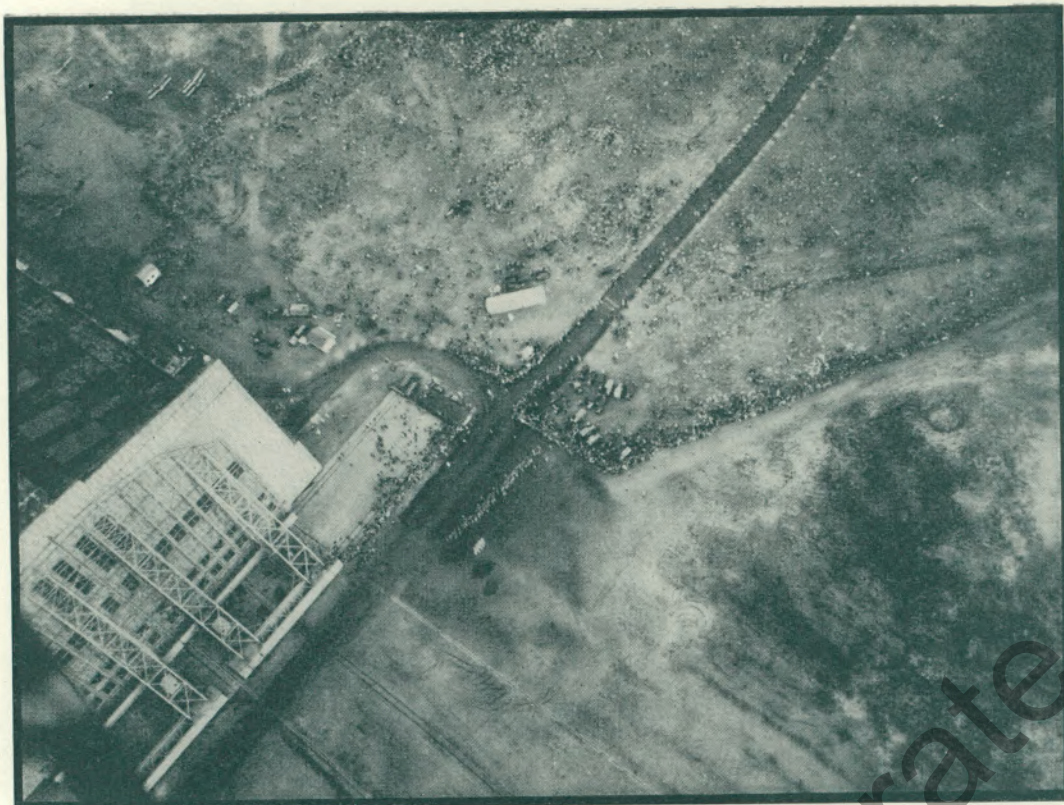
Früh am anderen Morgen schrillte das Telephon: „Wetter- ausichten günstig!“ Alles Gepäck war längst an Bord gebracht, die Kabinen waren zugeteilt, die Betriebsstoffe aufgenommen. Nur die Tore der Halle mußten noch aufgehen, dann konnte die große Reise beginnen.

29

Die Abfahrtvorbereitungen nahmen den Kommandanten ganz in Anspruch. Zum letzten Male grüßte seine Hand aus dem Fenster, die Motoren sprangen an, der Riese hob sich.

Die „Dzeania“ begann die große Reise.

Und so imposant ihr Abflug war, so alltäglich schien das Bild schon nach wenigen Stunden den Passagieren. Udenhof hatte sich zu seinen Gästen in den Salon gesetzt, man sah zum Fenster hinaus, rief Ortschaften, beargwöhnte einander, richtete sich ein, kurz, man tat alles, was zu einer großen Reise gehörte.



„Und in diesen Wirrwarr hinein senkte sich die „Dzeania“ ruhig und gelassen.“
Links die Luftschiffhalle, an ihrer rechten Kante die Haltemannschaft mit den weißgekleideten Offizieren, die Punkte auf der oberen Hälfte des Bildes sind Zuschauer, links oben zwei Flugzeuge.

Wie verwachsen mit den Motoren hockten die Maschinisten in den Motorgondeln und horchten auf jeden falschen Ton „ihres“ Motors und ließen die Welt unter sich wie ein Filmband vorüberziehen.

Am Mittag, als man Südfrankreich überflog, erschien der Kommandant im Speisesaal und aß mit den Passagieren, als sei man auf einem Ozeanschiff. Am Nachmittag überfuhr die „Dzeania“ Spanien und landete am späten Abend zum letzten Male in Sevilla.

Die Wetternachrichten blieben weiter günstig, der Start war sofort für den nächsten Morgen festgesetzt. Wie auf Seeschiffen blieben auch hier die Passagiere die Nacht an Bord, und als die letzten Langschläfer erwachten, stand das Schiff schon über dem Atlantik.

Die Achtzigstundensfahrt hatte begonnen.

Hilde Geisenheim spielte mit Udenhof Schach, aber sie war keine aufmerksame Partnerin.

„Nun?“

„Wissen Sie, wie es ist, Herr Professor, wenn einem plötzlich ein ganz großer Wunsch erfüllt wird?“

„Angenehm, nicht wahr?“

„Schwindlig. Ich habe mir immer Reisen gewünscht, ich bin mit dem Finger über die Landkarte gefahren, und jetzt reise ich. Manchmal glaube ich's noch nicht.“

Ruhig arbeiteten die Motoren, der Dienst war eingeteilt. Ruderträger, Ballonwachen und Maschinisten lösten einander in festem Turnus ab, und die „Dzeania“ nahm unbeirrt ihren Weg. Getrieben von einem leichten Passat, der das Reisen auf See sonst unerträglich machte. Die Gäste des Luftschiffs merkten wenig. Um die Temperaturschwankungen möglichst auszugleichen, hatte Geisenheim höhere Lagen aufgesucht, in denen es kühler war, und in denen das Schiff gleichmäßig dahinglitt.

Wasser am Tage unter sich.

Wasser in der Nacht.

Und wieder am Tage.

Im Kommandostand, im Funkraum und in den Motorengondeln arbeitende Menschen, in den Sälen sorglose Nichtstuer. An Bord war es Ehrenpflicht, faul zu sein.

Und wenn der Kommandant auf seinem Rundgang durch die Passagierräume kam, glaubte er oft auf einem der Luxusdampfer zu sein und nicht in der Luft, so ruhig nahmen die Passagiere die Fahrt auf.

Und so ruhig ging sie auch ihrem Ende entgegen. Bei Rio Grande do Sul von Winden leicht beunruhigt, bei Montevideo mit einem Tropengewitter kämpfend, durchgeschüttelt.

Um endlich vor Tausenden von Menschen auf Punta Lara, dem Flugplatz von Buenos Aires, zu landen.

Als das Luftschiff, die letzten Kilometer dem Laufe des La Plata folgend, dahinzog, als in der Ferne

schon die Backen der Wolkenkratzer sich in den Himmel bohrten, trat Udenhof in den Führerstand.

„Das ist Ihre Brautfahrt, Geisenheim!“

Man sah dem jungen Kommandanten die durchwachten Nächte, die arbeitsreichen Tage, die ungeheure Verantwortung, die auf ihm gelastet hatten, nicht an.

„Glauben Sie, Herr Professor, daß ich immer an die erste Fahrt denken muß, die ich hier den La Plata herauf gemacht habe? Damals stand ich ganz vorn am Schiff, und wie heute, so lösten sich auch damals die Wolkenkratzer aus dem tiefblauen Himmel. Damals hatte ich viel Hoffnung.“

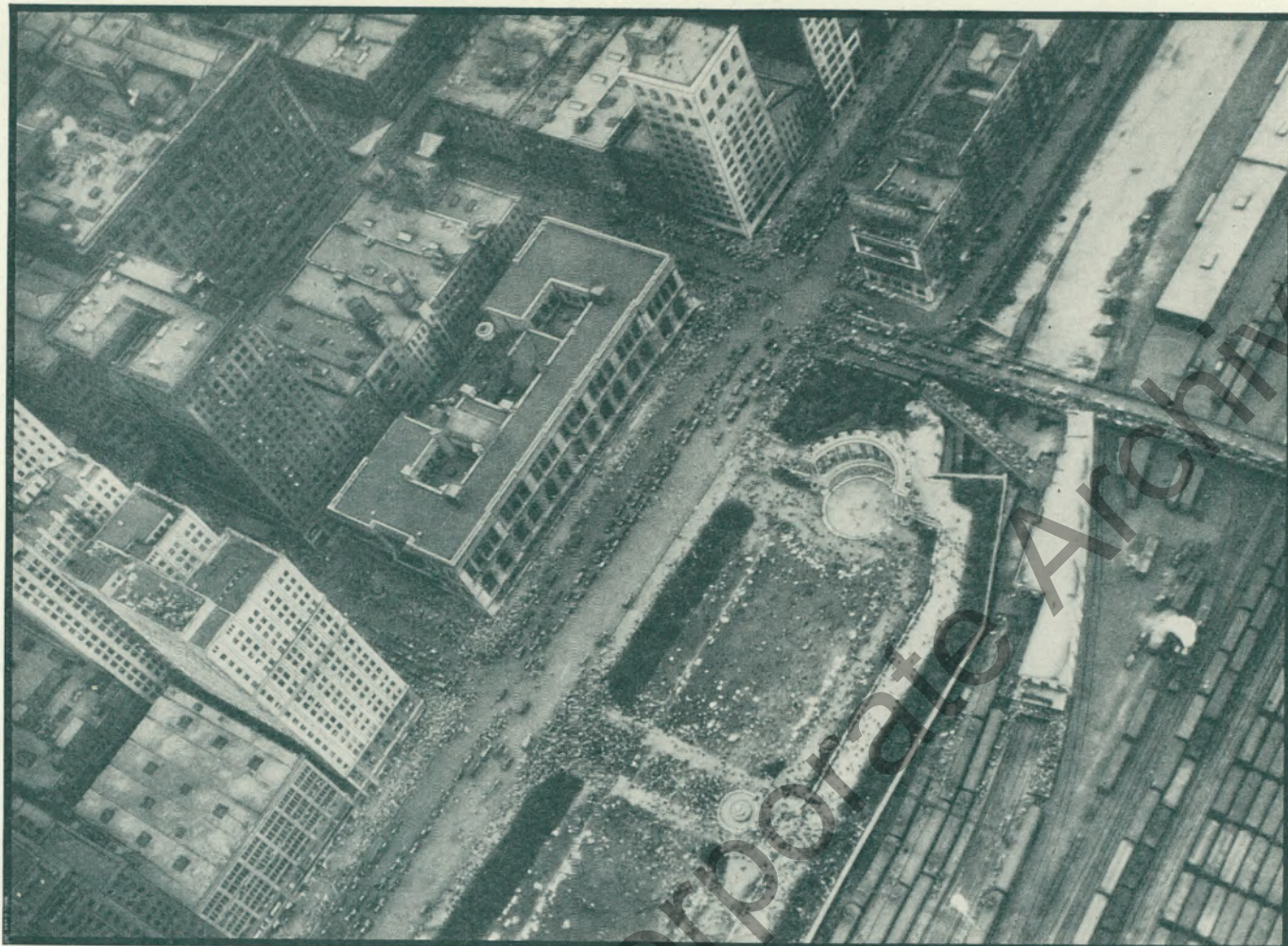
„Und heute nicht?“

Ein jugenhaftes Lachen zuckte über seine Züge. „Heute brauche ich keine Hoffnungen mehr, heute weiß ich.“

Ein Radiogruß Luisas flog dem Schiff entgegen. „In Punta Lara werden dich viele begrüßen, ich erwarte dich in dem Hause, das nun auch dein Eigentum ist.“

Eine kurze Begrüßungsschleife über dem Häusermeer von Buenos Aires. Jubelnd heraufwinkende dichtgeballte Zuschauermassen in den Straßen und auf den Dächern der Wolkenkratzer, Lücherschwenken aus den Fenstern, Herausheulen von Lokomotiven von den Bahnhöfen.

Argentinisches Militär sperrte den Flugplatz in weitem Umkreise ab, war aber gegen die Menschenmassen, die herauspilgerten, einfach machtlos. Es war, als wolle ganz Buenos Aires nach Punta Lara auswandern. In den Zügen standen die Menschen eng gedrängt, draußen hingen sie an den Trittbrettern, saßen auf den Wagendächern. Ein Heer von Autos kam in einer unabsehbaren Staubwolke heran. Vom Schiff aus war es anzusehen, als seien alle Straßen riesige Raupen geworden, die herankrochen. Die Jungen in den Vorstädten hatten die Pferde herausgeholt, rasch den Sattel übergeworfen und galoppierten quer über Acker und Gras, weniger behindert als die an die Straßen gebundenen Kraftwagen. Flugzeuge stiegen auf, Dampfer heulten auf dem La Plata.



Scherts Bilderdienst.

„Dicht geballte Zuschauermassen in den Straßen und auf den Dächern der Wolkenkratzer, Lüchersternen aus den Fenstern...“

Und in diesen Wirrwarr hinein senkte ich die „Ozeania“ ruhig und gelassener. Im Naherkommen immer größer und mächtiger werdend.

Eine kurze Verständigung Weisenheims mit dem Flugchef, dann spanische Kommandos, kräftige Gänge griffen in die Seile, und wenig später lag das Schiff fest und sicher an dem neuen Mast.

Hilde hatte den Bruder nur einen Augenblick sprechen können. „Die erste Stunde gehört dir und Luisa. Ich warte.“

Aber in dieser ersten Stunde gehörte Weisenheim allen. Hunderte von Händen mußte er schütteln, auf Hunderte von Fragen Antwort geben. Namen hören, die er sofort wieder vergaß, Reden anhören.

Endlich drängte sich ein etwas auffallend gekleideter Herr brüsk durch. „Das war nicht leicht, Weisenheim!“

Der erkannte Loffen.

„Nicht wahr, da wundern Sie sich. Alles Bonzen und Oberbonzen, und dazwischen Loffen, ganz einfach Loffen, als wenn er sein Leben lang nichts anderes getan hätte als Luftschiffe erwarten. Absperren haben sie mir den Weg wollen, mir — seitdem ich Kaufmann bin, versperrt mir kein Mensch einen Weg, den ich mir in den Kopf gesetzt habe. Also, da bin ich. Und nun, grüß Gott! Wir sind alle da, die Frau Lore, der Rudolf. Na ja, die arme Sonja hat's ja nicht erleben sollen. War schon ein desparates Frauenzimmer.“

Andere wollten Loffen zurückdrängen.

Aber der mehrte sich. „Die Stenzer nennt ihre Pension seit gestern ‚Pensico Ozeania‘. Gesch, was? Sie hat's sich ausgemacht, daß Sie bei ihr wohnen.“

„Ich heirate, lieber Loffen.“

Eine wegwerfende Handbewegung. „Das weiß ganz Buenos Aires. Wahrscheinlich wissen wir mehr als Sie. Aber trösten Sie sich, in der ‚Prensa‘, in der ‚La-Plata-Post‘ und wo Sie sonst wollen, können Sie alles haargenau lesen: Empfang des Kommandanten und der Besatzung im Regierungsgebäude, Festdiner, Flugparade, Korfahrt, Diner im Jockeyclub, Empfang in der Germania.“

„Du lieber Gott!“

„Eine geräuschvolle Hochzeit, nicht wahr? Aber auch da ist alles vorgesehen. Morgen gehören Sie der Braut und den Festgästen.“

„Zu denen ich Sie bestimmt rechne — und die Rudorfs.“

Loffen kratzte sich den Kopf. „Man wird bei den alten Familien nichts von Deltasiedlern und Provisionsvertretern wissen wollen.“

„Man wird!“ Weisenheim warf den Kopf in den Nacken.

„Hören Sie mal, das ist ja sehr ehrenvoll für mich und die Rudorfs, aber es ist weder etwas für Sie noch für uns. Man soll nichts mit Gewalt durchbiegen wollen. Das habe ich gesehen, als ich unter die Landwirte hab' gehen wollen. Kommen Sie auf eine halbe Stunde zu Ihren alten Freunden, wenn Sie Zeit haben, aber lassen Sie alles schön auseinander, was nicht zusammenpaßt. Gelt? Aber hören Sie, da ist eine Dame, die etwas von Ihnen will.“

Unbemerkt war Hilde herangetreten.

„Meine Schwester.“

„Küß die Hand! Also, wenn ich dem Fräulein Schwester dienen kann? Buenos Aires kenne ich.“

„Und ich kenne Ihren Namen“, lachte Hilde. „Wird gerne angenommen. Und wenn Sie gleich Ihr Meisterstück machen

könnten und mich unbemerkt aus diesem Chaos herausbugsierten, wäre ich dankbar. Volksfeste sind nichts für mich, aber die Stadt reizt mich um so mehr. Haben Sie schon einmal mit einem Menschen gesprochen, der noch niemals einen Wolfenkräger gesehen hat?"

"Ich denke, meine alte Mutter in Krems gehört auch dazu. Also, wird gleich besorgt, und den Anschluß an den Herrn Bruder verschaffe ich Ihnen auch rechtzeitig."

Der war wieder das Opfer redender Honoratioren, bis ihn der Flugchef selbst befreite. "Ein paar dienstliche Formalitäten, Herr Kommandant." Und als die Tür hinter ihnen zugefallen war: "Am Nebenausgang steht mein Dienstwagen, der leicht durchkommen wird. Der Chauffeur weiß, wohin er zu fahren hat."

Geisenheim zögerte. "Ich will die argentinischen Herren nicht kränken."

Der Oberst lachte. "Bei uns geht Frauendienst allen anderen Dingen vor." Und dann ernsthaft: "Die Wetterlage ist unübersichtlich, wir haben seit drei Tagen den Condo. Wäre Ihr Schiff nicht gekommen, kein Mensch, der es nicht nötig hat, wäre auf der Straße. Die Luft ist mit Elektrizität geladen, ein Gewitter jekt, und wir bekommen den Pampero, ehe wir es selbst glauben. Lassen Sie eine starke Besatzung am Schiff."

"Dann werde ich..."

"Noch ist keine Gefahr, Señor."

Unerkannt fuhr Geisenheim auf die Stadt zu, durch die heute besonders stillen Straßen. An der Plaza de Mayo vorbei, an Straßen, die er oft gegangen war, auf denen er jeden Fußbreit kannte. Das Auto fuhr an der Villa an der Plaza San Martin vor.

Und eine Minute später stand Geisenheim Luisa gegenüber.

Was sie zuerst gesprochen hatten, wußten sie nachher selbst nicht mehr zu sagen. Sie hielten sich bei den Händen, sahen sich in die Augen, redeten, Wichtiges und Unwichtiges durcheinander.

Luisa sah ihn groß an. "Ich habe nie Angst um dich gehabt, das muß ich dir zuerst sagen."

Er verstand sie.

"Andere haben mir Angst und Furcht aufdrängen wollen, ich habe an dich geglaubt. Vielleicht ist's das deutsche Blut in mir." Und leise: "So will ich immer an dich glauben."

Und er: "Du wirst noch mehr glauben müssen."

Sie nickte. "Ich weiß, deine Arbeit ist noch nicht zu Ende. Du wirst nicht lange hierbleiben."

"Es muß sein."

"Ich weiß, wie deutsche Männer denken, und ich will es verstehen."

Er sprach von Hilde. "Ich habe mein Schwesterchen mitgebracht."

"Dann soll Hilde mich nach Deutschland begleiten."

"Du wolltest..."

"Natürlich will ich! Ich will meinen Mann in Deutschland erwarten."

Die erste Stunde verging ihnen wie im Fluge, dann kamen die Pflichten. Die Jose half Luisa beim Ankleiden, das Auto fuhr wieder vor, und bald standen sie in dem Festsaal des Parlaments dem argentinischen Staatspräsidenten gegenüber.

Bei dem Diner saß Luisa neben Geisenheim und winkte Hilde zu, die ganz in der Nähe Platz gefunden hatte. "Wir werden viel miteinander zu bereden haben."

Die benutzte einen ruhigen Augenblick. "Ich gratuliere dir, Fritz, es ist mir schwer gefallen, mir eine Frau für meinen Bruder vorzustellen."

"Sei gut zu Luisa", bat er.

"Sie ist selbständig und weiß, was sie will. Brauchen wird sie mich nicht, aber erzählen will ich ihr, von dir und von Deutschland —"

Der Flugchef unterbrach sie. "Ein Telefongespräch vom Flugplatz."

Baumeister war am Apparat. Er hatte den Empfang nicht mitmachen wollen, Feste lagen ihm nicht, so hatte er dringende Arbeiten am Schiff vorgeschickt.

"Eine schwarze Wand zieht auf, Geisenheim. Ich kenne das Wetter hier nicht, aber es sieht nicht gut aus, und ein Mast ist und bleibt nun einmal ein Mast."

"Wieviel Betriebsstoff haben wir?"

"Wenig."

"Sind die Gasflaschen angeschlossen?"

"Seit einer Stunde pumpen wir ein."

"Ich komme. Halten Sie alles, was draußen ist, auf den Stationen." Im Saal flüsterte er Udenhof hastig ins Ohr: "Erzählen Sie den Leuten, was Sie für richtig halten, ich fahre zum Schiff."

Der Nordwind hatte sich plötzlich gelegt, die Hitze drückte auf Stadt und Menschen.

Nun noch Luisa. "Ich bin bald zurück."

Dann raste das Auto wieder durch die Straßen und in das freie Land hinaus. Die Scheinwerfer blinkten.

"Der Weg ist schwer zu sehen, Señor."

"Fahren Sie, so rasch Sie können."

Jetzt bligte es über der Stadt auf, Tageshelle, dann wieder tiefe Finsternis. Im gleichen Augenblick ein prasselnder Regen. Der Chauffeur wandte sich um.

"Pampero, Señor."

"Fahren Sie!"

Wieder Tageshelle, ein Krachen, Regen, alles durchdringender Regen, aber noch war die Luft ruhig.

"Wenn das Wetter vorbei ist, wird der Wind kommen."

Der Weg dehnte sich in alle Ewigkeit, endlich bog der Wagen auf den Platz ein und hielt an der verankerten "Ozeania". Geisenheim eilte in den Führerstand.

"Gasstand, Baumeister?"

"Reicht für acht bis zehn Stunden."

Der Kommandant hörte nur die Zahl, dann am Telephon: "Wetterstation! — Was? Zunehmender Südwind — Sturm aus der Pampa — Stärke? — Wie? Zwölf Sekundenmeter? —"

Die Alarmglocken schrillten durch das Schiff. "Auf die Stationen."

"Wollen Sie starten, Geisenheim?"

"Wir können einen Pampero am Mast nicht durchkämpfen, aber in der Luft."

Verschlafene Gesichter, die rasch straff wurden, als Geisenheim die Situation erklärte.

"Schiff frei!"

Die Motoren sprangen an. Im gleichen Augenblick bogen sich die Bäume unter einem rasenden Südsturm, der Staub wirbelte hoch auf, hüllte Platz und Schiff ein.

"Luftschiff marsch!"

Aber der Wind ließ es nicht los, wollte es zu Boden drücken, drehen, dreitausend Pferdekkräfte kämpften einen verzweifelden Kampf gegen die rasend gewordene Natur.

Bliß und Donner dazwischen — Regen.

Das triefende Schiff zitterte und bebte.

"Seile frei?"

Der Offizier vom Dienst starrte in die Dunkelheit. "Nichts zu sehen."

"Wie hoch stehen wir?"

Die "Ozeania" tanzte. Jetzt sah es aus, als wollte sie der Pampero wie einen Kinderballon hoch in die Lüfte heben, jetzt, als presse er sie mit seiner ganzen Gewalt zu Boden.

"Vollgas! Kurs Nord!"

Zitternd und bebend drehte sich der Riese in den Wind, der sich in die Steuerflächen einkrallte.

"Radiostation?" — "Keine Verbindung."



Sibirische Sümpfe.

Luftschiffbau Zeppelin.

Eine ungemein anschauliche Aufnahme von der ersten Weltreise des „Grafen Zeppelin“, die ein erdrückendes Bild von der ungeheuren Einöde Sibiriens gibt, von der sich die europäische Welt im allgemeinen keine klare Vorstellung machen kann.

„Dann so.“ Das Schiff bog sich, als wolle es brechen, aber der Aluminiumpanzer hielt, und die Männer auf den Stationen verloren keinen Augenblick die Ruhe, während die „Dzeania“ ihre rasende Fahrt nach dem Norden begann.

„In dreitausend Metern liegt eine Ruhezone“, ging es Geisenheim durch den Kopf.

Aber das Schiff wollte nicht steigen. Die Gondel streifte immer wieder die Kronen der Bäume, die rasenden Motoren wehrten sich.

„3000 PS sind nichts gegen das Wetter“, sagte Baumeister, der soeben von einer Inspektion zurückkam. „Es weht einen fast fort, wenn man in die Motorengondeln steigen will.“

Jetzt hob sich die Gewitterwand, und Buenos Aires leuchtete auf, wie es schon einmal vor ihnen gelegen hatte, dieses Mal nur als Lichtmeer. Und der jagende Sturm segte das Schiff über die Stadt, trug es hinaus über den La Plata, in die Weite hinein.

Mit knarrenden Rippen.

Mit glühenden Motoren.

Und mit verbissenen kämpfenden Menschen.

Als es Morgen wurde, stand das Schiff über einem weiten Waldgebiet. Undurchdringlicher, unbewohnter Urwald überall. Und in der Luft der Pampero in unverminderter Stärke.

Die „Dzeania“ hatte eine genügende Höhe erreicht, so ließ sie Geisenheim vor dem Sturm treiben, um Motorkraft zu sparen. Ein Anfahren gegen den Pampero war unmöglich. Baumeister saß brummig neben ihm. „In der Halle hätten wir es besser ausgehalten.“

Geisenheim sagte nichts.

„Es ist nur dumm, von Hallen zu reden, die man nicht hat“, tadelte der Ingenieur sich selbst.

Geisenheim dachte an andere Dinge. Heute war sein Hochzeitstag. Aber statt in der Kathedrale neben Luisa zu knien, raste er mit seinem Schiff über unbekannten Gebieten dem Norden zu.

„Wo sind wir?“ fragte Baumeister.

„Ich denke, über dem Chaco.“

Immer wieder schüttelte der Sturm das Luftschiff, die Steuerleute arbeiteten mit Aufbietung aller Kräfte, um den Kurs zu halten. Der Kompaß kreiselte. Eine schwarze Wolke segte hinter der „Dzeania“ her, wurde größer und größer, Windstöße rissen an ihr, zerfetzten sie zu grotesken Formen.

Geisenheim sah starr auf das herannahende Gebilde, das das Schiff wie mit Riesenarmen umfassen zu wollen schien.

„Wieviel Brennstoff?“

„Für sechs Fahrstunden bei voller Kraft mag's reichen, die Motoren brauchen wenig, der Sturm treibt uns.“ Baumeister kam aus der Gondel im Achterschiff nach vorn. „Es ist keine Freude, mit ungenügenden Mitteln zu reparieren.“

„Was gibt's denn?“

„Der fünfte Motor bockt. Mag ihn wohl beim Aufstieg ein Baum gefitzelt haben, die Hülle ist auch beschädigt. In ruhigen Zeiten erledigt so etwas ein Monteur spielend, aber wenn man Gas sparen muß —“ er unterbrach sich. Eine Wolke jagte in schnelleren Luftströmen, ihre Arme flogen an der „Dzeania“ vorbei, ihr dicker Leib legte sich über sie, verdunkelte den Himmel, Hagelkörner prasselten, das Schiff ächzte unter der Wucht des neuen Anpralls, senkte sich.

„Backbordmaschinen volle Fahrt! Seitensteuer in Rechtskurve! Kurs Ost-Nordost! Höhensteuer ziehen! Ballastfäcke auf!“

Wieder kämpfte die „Dzeania“ um ihr Leben.

31

Niemand hatte bemerkt, daß der Kommandant das Fest verlassen hatte, und die es wußten, schwiegen. Nach den offiziellen Reden konzertierte die beste Kapelle von Buenos Aires.

Luisa hatte Hilde in eine Nische gezogen, sie schob eine Gardine zur Seite. „Das Gewitter kommt.“

In dem Augenblick fuhr ein Blitz nieder und fast gleichzeitig krachte der Donner, sich hundertfach an den Wolkenkrägern fangend und verstärkend. Die Musik schwieg.

Aber eine andere Sinfonie setzte ein, eine Sinfonie, wie sie nur die tropische Natur kennt, in der nichts gemäßig ist, die üppig schenkt und habgierig nimmt. Hellblaues Feuer fuhr zuckend um den Horizont, ununterbrochen krachten die Schläge, prasselnder Regen schlug gegen die Scheiben.

Die Straßen waren leer, wurden Sturzbäche; Dachziegel, nicht fest genug, schlugen in das hochaufliegende Wasser.

„Das Luftschiff!“ Jemand irgendwo hatte es geschrien, mitten im Saal, die grelle Stimme schnitt durch den Lärm des Gewitters.

Der Oberst sprang auf die Estrade. „Der Kommandant ist bereits auf dem Wege nach Punta Lara.“

Udenhof sprach mit dem Staatspräsidenten. „Der Chefingenieur ist an Bord.“

„Kennt der Chefingenieur Argentinien?“

„Nein.“

„Dann —“ Die Mienen des alten Mannes drückten Besorgnis aus. „Der Pampero ist immer eine Gefahr.“

Udenhof zwang jeden Zweifel herunter. War es denn ein Verhängnis, das den Luftschiffbau wieder und wieder treffen sollte, das hinter jeden Erfolg einen jähen Absturz setzte? War der alte Graf wirklich der Phantast gewesen, als den man ihn sehen wollte?

War die Idee tot? —

Wieder die Stimme des Obersten. „Meldung von Punta Lara. „Die ‚Dzeania‘ ist soeben gestartet, man hat beobachten können, daß das Schiff dicht über die Baumkronen gestreift ist, die Gondeln scheinen aber intakt zu sein, völlige Dunkelheit draußen macht weitere Sicht unmöglich.“

Luisa tastete nach Hildes Hand. „Ich habe Angst“, zitterten ihre Lippen.

„Unsere Männer haben uns an tausend Ängste gewöhnt“, erwiderte die ebenso leise.

„Ihr habt einen Krieg durchlebt, aber ich — ich — ich will ja glauben, aber ich kann es noch nicht.“ Ihre Worte übersprudelten sich.

„Als Kind habe ich in Santa Isabel den Pampero erlebt, er kommt wie eine stechende Staubwolke, er reißt Bäume heraus, tötet das Vieh auf den Weiden, er erschlägt Menschen. Es muß furchtbar sein, ihn in der Luft zu erleben.“

Wieder Blitze und harte Schläge.

„Die ‚Dzeania‘!“

Vom anderen Fenster, von dem aus man freie Sicht hatte, war es gekommen. Die Menschen drängten sich, und in der Geisterbeleuchtung der Blitze sahen sie das Schiff mit tiefliegender Spitze auf die Stadt zurasen, sahen, wie der Sturm die Steuerflächen fassen und den Riesen zerknicken wollte. Sahen den Rumpf aufbäumen.

Nacht wieder.

Und endlose Ungewißheit.

Im nächsten Licht sahen sie das Schiff über der Breite des La Plata.

Wieder die Stimme des Obersten. „Der Kommandant ist an Bord.“

Und wie mechanisch Luisa: „Ich habe gebetet, daß er zu spät kommen möge.“

Und Hilde: „Der Kommandant gehört auf sein Schiff.“

„Habt ihr denn kein Herz, ihr Deutschen?“

Hildes Augen sprachen der anderen Mut zu. „Wir Frauen haben gelernt, im Geiste unserer Männer zu denken. Ich war auch mit einem verlobt, der die Luft bezwingen wollte.“

„Du?“

„Er kam nicht wieder.“

Jetzt setzte der Sturm ein. Der Regen hatte aufgehört, eine Staubwolke hüllte plötzlich die Stadt ein, Papierfetzen flogen bis zu den Hausdächern.

„Hier können wir nicht bleiben“, sagte Luisa. „Komm zu mir, wir wollen wachen.“

Raum kämpfte sich das Auto gegen den Sturm, es war eine furchtbare Nacht. Der Zeiger der Uhr wollte nicht weitergehen, die Zeit schien stehenbleiben zu wollen. Und alle Geräusche verschlang der Lärm des Pampero.

Die beiden Frauen saßen einander gegenüber. Seit Luisa in ihren eigenen Räumen war, wurde sie ruhiger. „Verzeih mir, Hilde, es war zu schwer.“

„Es ist uns allen zuerst so gewesen, man glaubt, es nicht tragen zu können — und man trägt es doch.“

Am frühen Morgen das Telephon. Hilde schrak auf, nun hatte sie doch geschlafen, der Körper hatte sein Recht verlangt.

Luisa zitterte. „Sprich du.“

„Ich verstehe nicht Spanisch.“

So mußte Luisa Souza den Hörer selbst nehmen. Der Flugchef berichtete: „Radiostation Asuncion hat in der Nacht das Schiff gesehen mit Kurs auf den Chaco.“

Und eine Stunde später: „Die ‚Dzeania‘ fährt mit Kurs auf Nordost über den Staat Paraná, man glaubt Beschädigungen am Achterschiff gesehen zu haben.“

Und wieder später: „Sao Paulo hat Funkverbindung mit der ‚Dzeania‘ hergestellt. Kommandant Geisenheim will versuchen, Rio de Janeiro anzusteuern, der Gasvorrat ist schwach, ein Motor hat ausgefällt, der Sturm läßt nach.“

Luisa ließ den Hörer sinken. „Jetzt glaube ich, Hilde.“

32

Drei Tage später landete die „Dzeania“ wohlbehalten in Buenos Aires. Geisenheim hatte, als der Sturm einen Rückflug unmöglich machte, Kurs auf Rio de Janeiro genommen und in der stillen Bucht den Schaden, den der Pampero dem Schiff zugefügt hatte, ausgebessert. Mit neuem Gas stieg er dann zur Rückfahrt auf.

Dieses Mal stand Luisa wartend in Punta Lara.

„Du sollst mir nicht wieder entfliehen, Fritz.“

In der Villa an Placa San Martin wartete der Beamte, um die Trauung vorzunehmen, und in der Kathedrale segnete der Erzbischof das Paar ein. Nur die nächsten Freunde waren zugegen.

Trotzdem hatte sich das Gerücht herumgesprochen, und draußen drängten sich wartende Menschen, als das Paar die Kirche verließ. Sie riefen und winkten.

„Dich meinen sie“, flüsterte Luisa.

„Uns.“

„Ich bin gar nicht tapfer gewesen.“ Sie sah ihm in die Augen. „Aber ich will tapfer werden.“

Jrgendwo im Gedränge standen auch die beiden Rudorfs und Loffen. Der wollte vortreten, aber Frau Lore hielt ihn zurück. „Lassen Sie ihn.“

„Warum denn?“

„Heut‘ hat die Vergangenheit keine Farbe für Friedrich Geisenheim, nur die Zukunft.“

„Frauen begreift man manchmal nicht“, knurrte ihr Mann.

Aber Lore faßte seinen Arm. „Einmal wird er sich auch an uns erinnern, und wenn er dann zu uns kommt, soll er wissen, daß er uns wirklich geholfen hat.“

Und sie fuhrn hinein in das blühende, wachsende Delta.

Ende.



Es werde!

Radierung von Sepp Frank, München.



Bavaria-Verlag, München.

Lithographie von Professor Hans Redler, München

Madonna auf dem Felde.

Schwer war der Weg,
Brennend der Sand,
Rastlos die Fahrt
Durch weit-weites Land.

Nacht nur und Dunkel
Lädt uns zur Ruh,
Deckt mit dem Mantel
Der Schatten uns zu.

Wiege, Maria,
Das Kindlein sacht,
Halte, Maria,
Getreulich die Wacht!

Hüte, Maria,
Im Sternenzelt
Den tiefen Schlummer
Der ganzen Welt!

Die heilige Nacht.

Aus den „Christuslegenden“ von Selma Lagerlöf.

Als ich fünf Jahre alt war, hatte ich einen großen Kummer. Ich weiß kaum, ob ich seitdem einen größeren gehabt habe. Das war, als meine Großmutter starb. Bis dahin hatte sie jeden Tag auf dem Ecksofa in ihrer Stube gegessen und Märchen erzählt.

Ich weiß es nicht anders, als daß Großmutter dasaß und erzählte, vom Morgen bis zum Abend, und wir Kinder saßen still neben ihr und hörten zu. Das war ein herrliches Leben. Es gab keine Kinder, denen es so gut ging wie uns.

Ich erinnere mich, daß sie, wenn sie ein Märchen erzählte

hatte, ihre Hand auf meinen Kopf zu legen pflegte, und dann sagte sie: „Und das alles ist so wahr, wie daß ich dich sehe und du mich siehst.“

Von allen den Geschichten, die sie mir erzählte, habe ich nur eine schwache, unklare Erinnerung. Nur an eine einzige von ihnen erinnere ich mich so gut, daß ich sie erzählen könnte. Es ist eine kleine Geschichte von Jesu Geburt.

Geht, das ist beinahe alles, was ich noch von meiner Großmutter weiß, außer dem, woran ich mich am besten erinnere, nämlich dem großen Schmerz, als sie dahinging.



Madonna in der Scheune.

Archiv Bild. Kunst, Düsseldorf.

Gemälde von W. Feiner, Düsseldorf.

Ich erinnere mich an den Morgen, an dem das Ecksofa leer stand und es unmöglich war, zu begreifen, wie die Stunden des Tages zu Ende gehen sollten. Daran erinnere ich mich. Das vergesse ich nie.

Und ich erinnere mich, wie Märchen und Lieder vom Hause wegführen, in einen langen, schwarzen Sarg gepackt, und niemals wiederkamen.

Ich erinnere mich, daß etwas aus dem Leben verschwunden war. Es war, als hätte sich die Tür zu einer ganzen schönen, verzauberten Welt geschlossen, in der wir früher frei aus und ein gehen durften. Und nun gab es niemand mehr, der sich darauf verstand, diese Tür zu öffnen.

Aber noch heute, nach vierzig Jahren, wie ich da sitze und die Legenden über Christus sammle, die ich drüben im Morgenland gehört habe, wacht die kleine Geschichte von Jesu Geburt, die meine Großmutter zu erzählen pflegte, in mir auf. Und ich bekomme Lust, sie noch einmal zu erzählen und sie auch in meine Sammlung mit aufzunehmen.

Es war an einem Weihnachtstag, alle waren zur Kirche gefahren, außer Großmutter und mir. Ich glaube, wir beide waren im ganzen Hause allein. Wir hatten nicht mitfahren können, weil die eine zu jung und die andere zu alt war. Und alle beide waren wir betrübt, daß wir nicht zum Mettegesang fahren und die Weihnachtslichter sehen konnten.

Aber wie wir so in unserer Einsamkeit saßen, fing Großmutter zu erzählen an.

„Es war einmal ein Mann“, sagte sie, „der in die dunkle Nacht hinausging, um sich Feuer zu leihen. Er ging von Haus zu Haus und klopfte an. „Ihr lieben Leute, helft mir!“ sagte er. „Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer anzünden, um sie und den Kleinen zu erwärmen.“

Aber es war tiefe Nacht, so daß alle Menschen schliefen, und niemand antwortete ihm.

Der Mann ging und ging. Endlich erblickte er in weiter Ferne einen Feuerschein. Da wanderte er dieser Richtung zu und sah, daß das Feuer im Freien brannte. Eine Menge weiße Schafe lagen rings um das Feuer und schliefen, und ein alter Hirt wachte über der Herde.

Als der Mann, der Feuer leihen wollte, zu den Schafen kam, sah er, daß drei große Hunde zu Füßen des Hirten ruhten und schliefen. Sie erwachten alle drei bei seinem Kommen und sperrten ihre weiten Rachen auf, als ob sie bellen wollten, aber man vernahm keinen Laut. Der Mann sah, daß sich die Haare auf ihrem Rücken sträubten, er sah, wie ihre scharfen Zähne funkelnd weiß im Feuerschein leuchteten, und wie sie auf ihn losstürzten. Er fühlte, daß einer von ihnen nach seinen Beinen schnappte und einer nach seiner Hand, und daß einer sich an seine Kehle hängte. Aber die Kinnladen und die Zähne, mit denen die Hunde beißen wollten, gehorchten ihnen nicht, und der Mann litt nicht den kleinsten Schaden.

Nun wollte der Mann weitergehen, um das zu finden, was er brauchte. Aber die Schafe lagen so dicht nebeneinander, Rücken an Rücken, daß er nicht vorwärtskommen konnte. Da stieg der Mann auf die Rücken der Tiere und wanderte über sie hin dem Feuer zu. Und keins von den Tieren wachte auf oder regte sich.“

So weit hatte Großmutter ungestört erzählen können, aber nun konnte ich es nicht lassen, sie zu unterbrechen. „Warum regten sie sich nicht, Großmutter?“ fragte ich. „Das wirst du nach einem Weilchen schon erfahren“, sagte Großmutter und fuhr mit ihrer Geschichte fort.

„Als der Mann fast beim Feuer angelangt war, sah der Hirt auf. Es war ein alter, mürrischer Mann, der unvorsichtig und hart gegen alle Menschen war. Und als er einen Fremden kommen sah, griff er nach einem langen, spitzigen Stabe, den er in der Hand zu halten pflegte, wenn er seine Herde hütete, und warf ihn nach ihm. Und der Stab fuhr zischend gerade



Archiv bild. Kunst, Düsseldorf.

Madonna im Stall.

Gemälde von Walter Corde, Düsseldorf.

auf den Mann los; aber ehe er ihn traf, wich er zur Seite und fauste, an ihm vorbei, weit über das Feld.“

Als Großmutter so weit gekommen war, unterbrach ich sie abermals. „Großmutter, warum wollte der Stork den Mann nicht schlagen?“ Aber Großmutter ließ es sich nicht einfallen, mir zu antworten, sondern fuhr mit ihrer Erzählung fort.

„Nun kam der Mann zu dem Hirten und sagte zu ihm: ‚Guter Freund, hilf mir, und leih mir ein wenig Feuer. Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer machen, um sie und den Kleinen zu erwärmen.‘

Der Hirt hätte am liebsten nein gesagt, aber als er daran dachte, daß die Hunde dem Mann nicht hatten schaden können, daß die Schafe nicht vor ihm davongelaufen waren und daß sein Stab ihn nicht fällen wollte, da wurde ihm ein wenig bange, und er wagte es nicht, dem Fremden das abzuschlagen, was er begehrte.

„Nimm, soviel du brauchst“, sagte er zu dem Manne.

Aber das Feuer war beinahe ausgebrannt. Es waren keine Scheite und Zweige mehr übrig, sondern nur ein großer Gluthaufen, und der Fremde hatte weder Schaufel noch Eimer, worin er die roten Kohlen hätte tragen können.

Als der Hirt dies sah, sagte er abermals: ‚Nimm, soviel du brauchst!‘ Und er freute sich, daß der Mann kein Feuer wegtragen konnte. Aber der Mann beugte sich hinunter, holte die Kohlen mit bloßen Händen aus der Asche und legte sie in seinen Mantel. Und weder versengten die Kohlen seine Hände, als er sie berührte, noch versengten sie seinen Mantel, sondern der Mann trug sie fort, als wenn es Nüsse oder Äpfel gewesen wären.“

Aber hier wurde die Märchenerzählerin zum drittenmal unterbrochen. „Großmutter, warum wollte die Kohle den Mann nicht brennen?“

„Das wirst du schon hören“, sagte Großmutter, und dann erzählte sie weiter.

„Als dieser Hirt, der ein so böser, mürrischer Mann war, dies alles sah, begann er sich bei sich selbst zu wundern: ‚Was kann dies für eine Nacht sein, wo die Hunde die Schafe nicht beißen, die Schafe nicht erschrecken, die Lanze nicht tötet und das Feuer nicht brennt?‘ Er rief den Fremden zurück und sagte zu ihm: ‚Was ist dies für eine Nacht? Und woher kommt es, daß alle Dinge dir Barmherzigkeit zeigen?‘

Da sagte der Mann: ‚Ich kann es dir nicht sagen, wenn du selber es nicht siehst.‘ Und er wollte seiner Wege gehen, um bald ein Feuer anzünden und Weib und Kind wärmen zu können.

Aber da dachte der Hirt, er wolle den Mann nicht ganz aus dem Gesicht verlieren, bevor er erfahren hätte, was dies alles bedeute. Er stand auf und ging ihm nach, bis er dorthin kam, wo der Fremde daheim war.

Da sah der Hirt, daß der Mann nicht einmal eine Hütte hatte, um darin zu wohnen, sondern er hatte sein Weib und sein Kind in einer Berggrotte liegen, wo es nichts gab als nackte, kalte Steinwände.

Aber der Hirt dachte, daß das arme unschuldige Kindlein vielleicht dort in der Grotte erfrieren würde, und obgleich er ein harter Mann war, wurde er davon doch ergriffen und beschloß, dem Kinde zu helfen. Und er löste sein Rängel von



Die heilige Nacht

Gemälde von Professor D. H. Engel, Berlin.

der Schulter und nahm daraus ein weiches, weißes Schaffell hervor. Das gab er dem fremden Manne und sagte, er möge das Kind darauf betten.

Aber in demselben Augenblick, in dem er zeigte, daß auch er barmherzig sein konnte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah, was er vorher nicht hatte sehen, und hörte, was er vorher nicht hatte hören können.

Er sah, daß rund um ihn ein dichter Kreis von kleinen, silberbesügelten Englein stand. Und jedes von ihnen hielt ein Saitenspiel in der Hand, und alle sangen sie mit lauter Stimme, daß in dieser Nacht der Heiland geboren wäre, der die Welt von ihren Sünden erlösen solle.

Da begriff er, warum in dieser Nacht alle Dinge so froh waren, daß sie niemand etwas zuleide tun wollten.

Und nicht nur rings um den Hirten waren Engel, sondern er sah sie überall. Sie saßen in der Grotte, und sie saßen auf dem Berge, und sie flogen unter dem Himmel. Sie kamen in

großen Scharen über den Weg gegangen, und wie sie vorbeizamen, blieben sie stehen und warfen einen Blick auf das Kind.

Es herrschte eitel Jubel und Freude und Singen und Spiel, und das alles sah er in der dunkeln Nacht, in der er früher nichts zu gewahren vermocht hatte. Und er wurde so froh, daß seine Augen geöffnet waren, daß er auf die Knie fiel und Gott dankte."

Aber als Großmutter so weit gekommen war, seufzte sie und sagte: „Aber was der Hirt sah, das könnten wir auch sehen, denn die Engel fliegen in jeder Weihnachtsnacht unter dem Himmel, wenn wir sie nur zu gewahren vermögen.“

Und dann legte Großmutter ihre Hand auf meinen Kopf und sagte: „Dies sollst du dir merken, denn es ist so wahr, wie daß ich dich sehe und du mich siehst. Nicht auf Lichter und Lampen kommt es an, und es liegt nicht an Mond und Sonne, sondern was not tut, ist, daß wir Augen haben, die Gottes Herrlichkeit sehen können.“



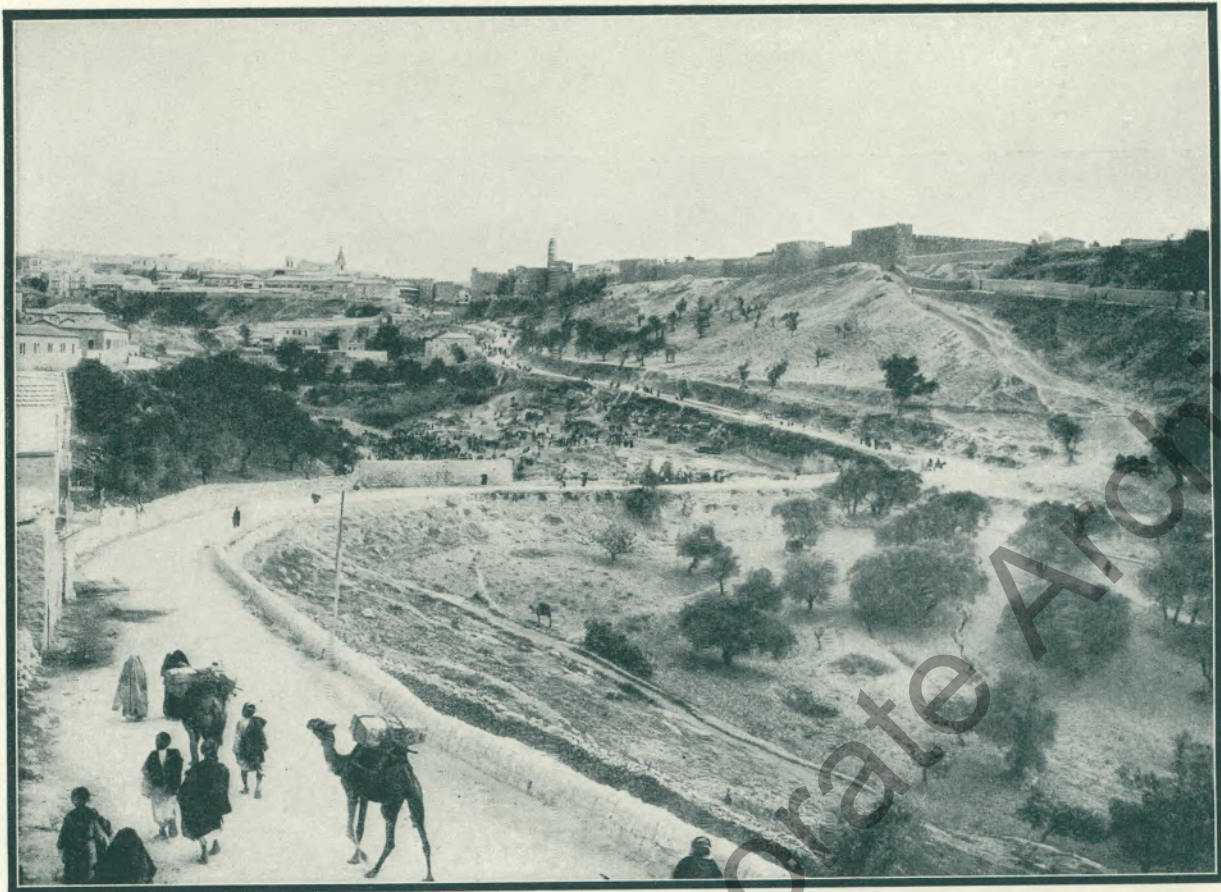
Madonna im Stall.

Holzschnitt von Hans Jäger, München.

Schlafe, mein Knabe, schlummere sacht,
Schützende Engel halten die Wacht!
Senke der Lider dunkelnde Hülle
Über die Sterne der Augen herab;
Lösche des Tages verwirrende Fülle!
Schreit' an des Schlummers goldenem Stab
Über die leuchtende Brücke der Träume,

Leise geführt von behutsamer Hand,
In die verklärten, die lichtvollen Räume,
In deiner Seele heimatisch Land.
Um deine Stirne, die unberührt reine,
Strahlt im vergänglichen Erdenkleid
Nimmeverlöschend in heiligem Scheine
Das stille Leuchten der Ewigkeit.

Erna Haag.



Brano Henschel, Leipzig.

Blick aus dem Hinnomtal auf Jerusalem.

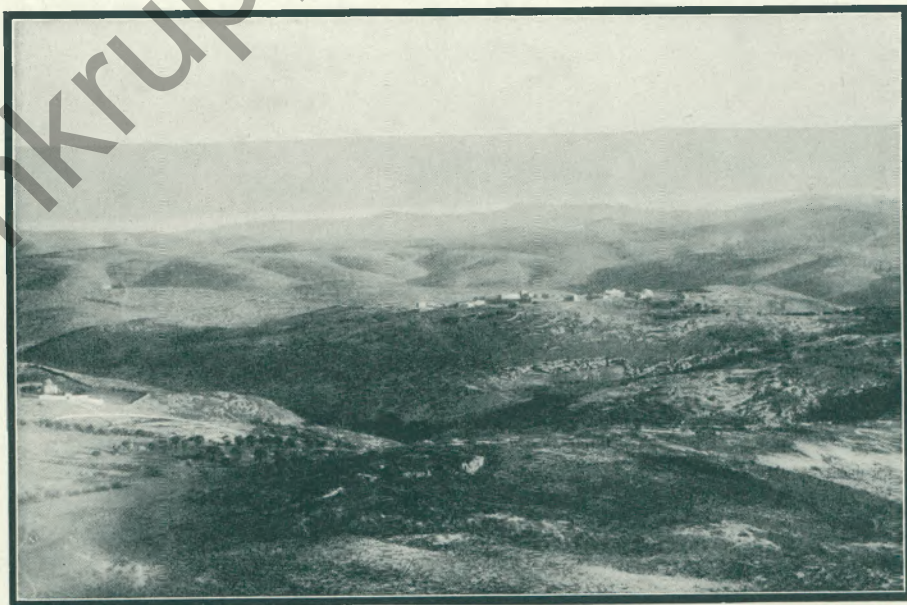
Heilige Nächte im Heiligen Lande.

Die Weihnachtsfeiern christlicher Sekten in der Geburtskirche zu Bethlehem.

Von Rudolf Seiden, Wien.

Alljährlich am 24. Dezember nachmittags setzt sich eine Autokolonne in Jerusalem langsam in Bewegung, geführt von dem Wagen des lateinischen Patriarchen.

Durch das Jaffator geht es hinaus, acht Kilometer weit in südlicher Richtung, hinunter ins Hinnomtal, vorbei am Sultansteich und an Felsengräbern; dann steigt die Straße wieder an, führt den Der-Abu-Tor hinauf, von dessen Gipfel aus sich ein herrliches Panorama unseren Augen bietet: im Norden sieht man einen Teil der Altstadt Jerusalems, dahinter den Ölberg mit der neuen hebrä-



Blick über die Berge von Juda auf das Tote Meer.

B. S. L.

ischen Universität, im Südosten erheben sich die Berge von Juda, die spiegelnde Fläche des Toten Meeres blinkt auf, und auch die Berge von Moab sind in weiter Ferne zu erkennen; vor uns liegt die Ebene Re-phaim, einst die Grenze der Stämme Benjamin und Juda, der Ort, an welchem David die Philister besiegte. Die Fahrt geht weiter; immer wieder tauchen, abwechslungsreich, geschichtliche Erinnerungen ins Gedächtnis rufende Landschaftsbilder auf. Schließlich halten wir, nachdem wir das Hospital des katholischen Malteserordens am Hügel Tantura hinter uns



Rahels Grab.

B. S. L.

gelassen haben, am Rahelgrab. Wir treten durch einen offenen Vorraum und eine niedrige Pforte in das Gewölbe, um die Juden und Mohammedanern heilige und von den Christen verehrte Grabstätte zu besuchen. Unter einem hohen Steinmal, das tausend und aber tausend Besucher mit Inschriften versehen haben, ruht Rahel, seit sie, am Wege nach Bethlechem, an dieser Stelle gestorben ist.

In der Nähe des Rahelgrabes fallen uns ungezählte andere Grabstätten auf: viele Beduinen bestatten hier ihre Toten.

Die Hauptstraße führt nach Hebron, Ber Scheba und Gaza weiter; wir aber fahren auf einer Straßenabzweigung nach Bethlechem weiter, an den drei Davidsbrunnen vorbei, hinein in die — ähnlich wie Jerusalem — auf Hügeln erbaute, uralte Christenstadt, begrüßt durch Glockengeläute und Willkommrufe.

Wir stehen am Gipfel eines steilen Hügels und sehen die Stadt mit ihren engen, winkligen Gassen unter uns: ihre prächtigen Häuser und, zwischendurch, terrassenförmig angelegten Feigen- und Olivenbaumpflanzungen, schließlich, im vor uns ausgebreiteten Johannisbrottal, weite Wiesen und Felder. Diese Getreidefelder haben Bethlechem schon im Altertume berühmt gemacht; heißt doch Bethlechem „Haus des Brotes“. Hier lebte einst David als Hirte, hier wurde er zum Könige gesalbt. Rehabeam befestigte später Bethlechem, jene Stadt, in der auch Jesus geboren wurde. Und so wurde sie den Christen heilig, ein Wallfahrtsort ungezählter Geschlechter, die Stadt der Kirchen und Klöster, der Feierlichkeiten und — des Hasses. Denn zahlreich sind die christlichen Sekten, die in Bethlechem haufen, und groß ist die Feindschaft unter ihnen...

Im Jahre 330 wurde auf Befehl des Kaisers Konstantin die berühmte Marienkirche erbaut, die — ebenso wie die Christenstadt — wiederholt von mohammedanischen Arabern angegriffen, später aber von den Kreuzfahrern befestigt wurde.

Durch Jahrhunderte loderten die Kämpfe zwischen Christen und Mohammedanern; schließlich mußten letztere weichen. Seit etwa 100 Jahren ist Bethlechem eine rein christliche Stadt, die von den Andersgläubigen gemieden wird. Ihre Einwohner sind Bauern, die sich auch als Steinmetzen und Maurer einen weit über die Grenzen Palästinas reichenden Ruf geschaffen haben. Sie werden überall gesucht, wo besonders schöne Bauten errichtet werden sollen.

Im Osten Bethlehems erhebt sich, die Landschaft beherrschend, die Marienkirche, nach der Grabeskirche in Jerusalem das größte Heiligtum der Christenheit. Leider müssen sich die (römischen) Katholiken mit den Armeniern und Griechen im Besitze desselben teilen. Und darum wird die Mitternachtsmesse nicht in der Marienkirche (d. i. die Geburtskirche), sondern in einem Anbau: in der römisch-katholischen Franziskanerkirche gelesen.

Erwartungsvoll drängt alles in die Kirche, die ohnedies schon überfüllt ist. Die Frommen stehen still und im Gebet versunken, oft verzückt und verklärt; plötzlich verstummen all die Stimmen, das Volk beugt sich zu Boden: der Patriarch zieht ins Gotteshaus ein. Er zelebriert — nur seine Stimme ist vernehmbar.

Die Messe ist zu Ende; im feierlichen Umzug wird ein wächsernes Jesukind dreimal um die Geburtskirche getragen, dann bringen es die Geistlichen in die Kirche und von hier aus über die schmale, ausgetretene und enge Steiltreppe in die unterirdische Grotte, die unter dem Altar im griechischen Teil der Kirche liegt. Sie ist durch Gold- und Silberlaternen beleuchtet; Teppiche verkleiden die bemalten Wände. Jene Stelle, an der Jesus geboren wurde, ist durch einen silbernen Stern kenntlich gemacht; drei Stufen weiter hinunter befindet sich neben einem kleinen Altar eine marmorne Krippe; in sie wird Jesus gelegt.



B. S. L.

Markt auf dem Geburtsplatz in Bethlehem.

Feierlich, ernst und still bewegt sich der Zug zurück, am Silberstern vorbei — dessen Inschrift: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est“ leuchtet — zum Kirchtor hinaus.

Der Morgen dämmt: Weihnachten in Bethlehem!

Vierzehn Tage später, am 6. Januar, feiert das sonst so ruhige und geschäftige Bethlehem wieder — Weihnachten.

Diesmal sammelt sich die griechisch-orthodoxe Christenheit des Landes vor und in der Geburtskirche (von der sie den größten Teil besitzt): eine unübersehbare Menschenmenge, von der Polizei in Ordnung gehalten.

Unvergeßlich ist das Bild dieses Tages.

Farbenprächtig sind die Gewänder der Männer, blau, grün und purpurrot; ihre Turbane leuchten grellgelb; mit glitzernen Goldmünzen und mit Messingzeug behangen, in male- rischen, bunten Kleidern und mit reichem Kopfschmucke ge- ziert sind ihre Frauen.

Polizei hält Ordnung. Drängt die Menschen immer wieder zurück.

Es ist schwer, sich in der Geburtskirche einen Platz zu er- obern. Ungeduldig harren die Neugierigen, aus nah und fern herbeigeeilt, der bevorstehenden prunkvollen Zeremonie. Schon schwingt, von unsichtbarer Hand bewegt, der mächtige Kronleuchter, der von der Kuppel tief herabhängt; die ver- goldeten Mosaiken reflektieren tausendfältig das flackernde Licht der Kerzen...

Die geladenen Gäste treten in die Kirche ein: voran die

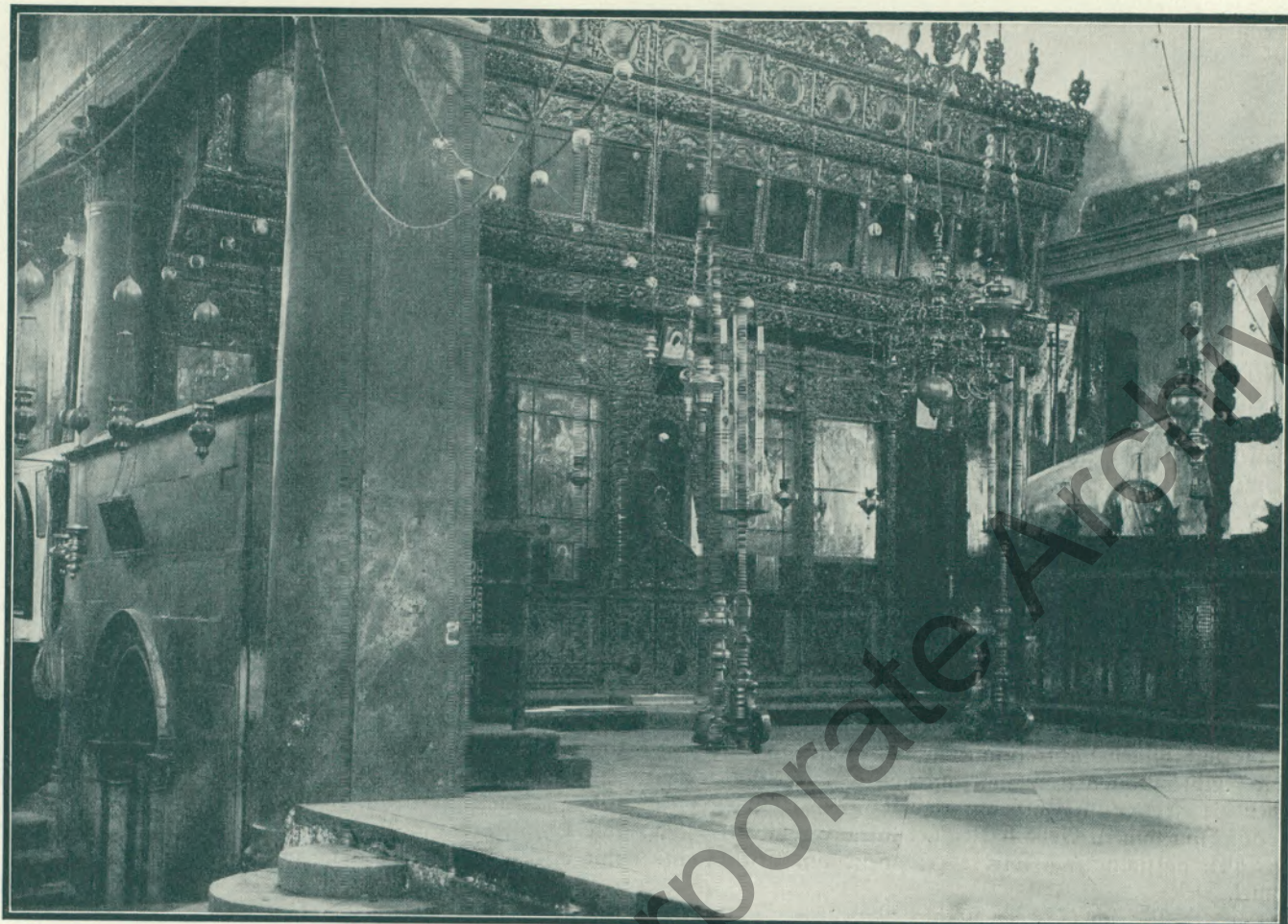
Konsuln und der Gouverneur von Jerusalem. Dann ziehen paarweise die Archimandriten mit wallenden Bärten, blin- kende Kreuze auf den schwarzen Kleidern, und die Mönche — viele in Seide und Brokat, purpur und weiß — in langer Reihe ein, beugen sich vor dem Hochaltar und vor dem Prä- laten tief in die Knie, diesem die Hände küssend. Dafür erteilt er ihnen das Recht, während der kommenden Feier in der Kirche verweilen zu dürfen.

Die „königliche Lüre“ öffnet sich: der greise Patriarch, in edelsteingeschmücktes Weiß und Gold gehüllt, schreitet über orientalischen Gebetsteppichen durch die Menge zum Thron, der sich zur Linken des englischen Gouverneurs befindet.

Gefang, Gebet, Glockenklang, Weihrauch und Kerzen- geflackter — ein wirres Durcheinander. Jubel und Feierlich- keit, Verklärtheit — aber doch ganz anders, als vor vierzehn Tagen, als die Katholiken ihr Weihnachtsfest in Bethlehem feierten.

Endlich eine Bewegung! Der Patriarch erhebt sich, die Geistlichen und Honoratioren folgen ihm, hinunter in die Grotte. Licht und Schatten verschwinden dort, am anderen Ende der Kirche, wie in einer Versenkung.

Das Kyrie eleison ertönt. Der Patriarch küßt den Silber- stern in der Grotte. Inzwischen bilden die in der Kirche zurück- gebliebenen Geistlichen einen Zug, Fahnen und Kreuze an seiner Spitze tragend; Bischöfe und Priester folgen, denen sich dann auch der Patriarch anschließt. So bewegen sie sich drei- mal um die Kirche — doch innen, längs der Wände, nicht außen um sie herum, wo sich der Umzug vor vierzehn Tagen bewegt hatte. Die Griechisch-Orthodoxen fühlen sich eben als die Besitzer der Geburtskirche.



Bruno Gentischel, Leipzig.

Inneres der Geburtskirche in Bethlehern.

Aber schon — wie zum Protest — erheben die anderen Mitbesitzer der Kirche ihre Stimmen. Ein Chaos entsteht, ohrenbetäubender Lärm steigt zur Kuppel empor, wo der Kronleuchter — wie ein Riesenkloppl warrend und drohend — schwingt.

Was soll der Lärm, der die Fremden erregt und an der die Einheimischen schon gewöhnt sind?

Die Kopten und Jakobiten haben sich an ihren Altären gesammelt und singen — nein: schreien zu Gott, der verwundert griechische, ägyptische und syrische Leute aus ein und derselben Kirche vernimmt; Stimmen, die gesungen sein wollen und — Geschrei sind, die Lobpreisungen und innige Gebete sein sollen und wie Verwünschungen und Flüche klingen...

Die Erntase steigt — es werden wirkliche Flüche, welche Fromme an diesem heiligen Ort austossen, und es scheint, als ob sich die zum Gebete gefalteten Hände zu Fäusten ballen.

Und es sind Fäuste, die sich gefahrdrohend erheben, die auf die Köpfe der „Feinde“ niederzufahren beginnen, bis mohammedanische Polizisten mit Waffengewalt der christlichen Feier ein Ende bereiten...

Weihnachten, am heiligen Dreikönigstag, in Bethlehern!

Und wieder vergehen vierzehn Tage, da feiern die Armenier — am 18. Januar — ihr Weihnachtsfest in der Geburtskirche zu Bethlehern.

Aus dem an die Marienkirche angebauten Kloster ziehen ihre Priester in feierlicher Prozession ins Gotteshaus und hinab zur Krippe.

Es wiederholt sich das Schauspiel, das wir schon erlebt haben; Jahr um Jahr, seit undenklichen Zeiten.

Fünf religiöse Sekten teilen sich in den Besitz der Geburtskirche Jesu Christi: die Katholiken, die Griechen, die Armenier, die Jakobiten und die Kopten; außerdem kommen noch die Abessinier dazu, die allmonatlich — ausgenommen den Monat März — das Weihnachtsfest feiern.

Alle diese Sekten machen eifersüchtig darüber, daß keines der ihnen eingeräumten Rechte irgendwie übertreten werde. So herrscht denn statt Eintracht — Zwiespalt, statt Liebe — Haß, statt Frieden — Streit und Neid, statt Myrthenzweig — der Polizeiknüppel, statt weihnachtlicher Feiertagsstimmung — fluchendes Kampfgeschrei — dort, wo ein Stern leuchtet, der die Inschrift trägt:

„Hier wurde von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren!“



Dich und mich...

Eine Weihnachtserzählung von Mia Munier-Wroblewska*.

Es ist kein Weihnachtswetter, nein, wahrhaftig kein Weihnachtswetter. Nebelregen klebt in der undurchsichtigen Luft, nimmt dem blank gefahrenen Asphalt seine Spiegelung und den vielfarbigen Lichtreklamen in der Luft ihre Leuchtkraft. Vor den Elefanten am Eingang zum Zoo steht ein alter Herr, lang, mager, ein wenig vornübergeneigt, in einem altmodischen, reichlich abgetragenen Mantel, der immer noch den guten Schneider verrät, der ihn vor langer Zeit gebaut. Der alte Herr streift ein Paar billige Stoffhandschuhe über seine schmalen, edel geformten Hände, sieht prüfend nach rechts und links und benützt eine Lücke in der jagenden Autoreihe, um die Straße zu überqueren. Er kennt den Großstadtbetrieb ersichtlich gut, aber irgendeine Scheu oder eine tief wurzelnde Abneigung dagegen steckt wohl noch in ihm.

Nun geht er durch den feuchten Dunst, geht langsamer, zielloser als alle die eilenden Menschen, die, beladen mit Paketen, aus Bäckereien, Blumenläden und Wurstwarengeschäften stürzen nach letzten Einkäufen. Die tiefen, prachsvollen Glocken der Gedächtniskirche beginnen zu läuten. Dröhnend liegt ihr Schall in der dicken Luft. Kein Stern ist am Himmel, nur die unzähligen Lichtreklamen schreiben ihre Feuerschrift in die feuchte Schwärze. Eingefasst von hundert Goldperlen glühen die Fenster im Café am Zoo, blutwarm, smaragden und azurblau winken Asbach Uralt, Rivea, Stollwerck Gold und Opel, aufflammend, wieder erlöschend am Christnachtshimmel.

Schwarze Menschenmassen streben von allen Seiten über die Breite der Straßen den erhellten Kirchentoren zu. Orgelbrausen bricht hervor, mischt sich dem Branden des Straßenverkehrs. Der alte Herr verweilt minutenlang auf einer geschützten Insel zwischen Straßenbahnwagen, Autobussen, Taxis und Fußgängern. Er scheint den ganzen Betrieb nicht zu sehen, hat den Kopf vorgeneigt, lauscht der Orgel, lauscht hinab in eine Tiefe und Ferne, zu der kein Verkehrsmittel der modernen Großstadt führt, die nur auf stillsten Pfaden des Kindheitsheimwehs erreicht werden können. Fast scheint es jetzt, als wolle er hinüber zu dem hell winkenden Kircheneingang, aber jählings macht er Kehrt, wirft sich in den entgegengekehrten Strom, ist so zerstreut, daß er mehrfach gestoßen und angefahren wird: „Aber so machen Sie doch Ihre Augen auf, Sie sind ja das reinste Verkehrshindernis, wahr-scheinlich aus Hinterpommern...“

Nun treibt er in der breiten Woge, die den Latenzien über-spült, ist ganz eingeklemmt in der Menge, kommt nur langsam vorwärts. Der alte Herr gleitet durch den Strudel, ohne die Umwelt mit wachen Sinnen aufzunehmen; er ist nur körperlich zwischen all dem wandelnden Pelzwerk, den hellbestrumpften Beinen, zwischen Vasennützen, Herrenhüten, Paketen, Seidenpapierhüllen, gepuderten Nasen und lippenstiftroten Mündern. Wittenbergplatz!

Am Nachmittag ist der Wunsch in ihm gewesen, etwas zu unternehmen, das irgendwie von fern daran erinnert, daß er früher vielen, vielen Menschen, nächsten Angehörigen und einer großen Schar Untergebener Freuden spender war am

* Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Eugen Salzer, Heilbronn, dem soeben erschienenen Novellenband von Mia Munier-Wroblewska „Es schneiet Rosen“ (117 Seiten, Preis 2,20 RM.) entnommen. Vgl. auch die Besprechung der Romanfolge „Unter dem wechselnden Mond, Werden, Wachsen und Wirken eines kurländischen Geschlechts“, von der inzwischen das dritte und vierte Buch „Sonnenwende“ und „Herbststerne“ erschienen sind, im Augustheft des „Werk“, S. 372.

24. Dezember. Da ist er zu seinen vierbeinigen Freunden in den Zoo gegangen, den einzigen, die er gewonnen hat in der großen Stadt, über deren Pflaster seine müden Füße nun schon acht Jahre gehen. Zwei Stunden hat er bei den Antilopen, Hirschen, Rehen und Gemsen verbracht, und der Wärter hat ein paarmal von seiner hastigen letzten Arbeit vor den Feiertagen aufgeblickt, weil da etwas gewesen ist in der Haltung des Mannes am Gitter, in seinen Augen und seinen Händen beim Hineinreichen der Futterbrocken, das den Wärter von seiner Arbeit abgelenkt hat. Ist es das ein wenig fremdartige Deutsch gewesen, in dem der Alte leise zu den Tieren gesprochen, oder der Wappentring an der blau geäderten schönen Hand, der verlorene, hoffnungsleere Blick oder die ungewöhnliche Zutraulichkeit der Tiere, mit der sie seiner Hand entgegen drängten, auch wenn er kein Futter reichte, sondern die glatten Häute hinter den Ohren, die Stirn zwischen dem Gehörn kraute. Und zuletzt, als der Wärter ihn aufmerksam gemacht, daß der Garten gleich geschlossen würde und die Frage hinzugefügt, ob der Herr ein großer Tierfreund sei, da hatte der Fremde dieses ferne Lächeln gelächelt und nur gesagt: „Ich besaß früher einen großen Wildpark“, was der Wärter natürlich für Aufschneiderei gehalten. Das hat der alte Herr ganz gut gemerkt an dem verstohlenen Achselzucken und Grinsen, das heißen sollte: „So siehst du mir grad aus mit deinem Mantel von vorgestern.“

Daran denkt er jetzt wieder und betritt mit seinem ziellos unentschlossenen Schritt die Bayreuther Straße. Drüben vor der Tür eines kleinen Restaurants, in dem er manchmal zu Abend ißt, steht ein Mann, den er dort schon einmal gesehen hat, der ihm damals aufgefallen ist wegen seiner einsamen Augen. Ein breitschultriger, älterer Mann mit rotbraunem Gesicht und dichtem, grauen Kopf- und Barthaar. Plötzlich weiß der alte Herr ganz genau: „Der ist an diesem Abend grad so hilflos wie ich, der hat gleich mir Kinderheimat und Kinderweihnachten und die Brücken ins Jugendland verloren, wir zwei gehören zusammen.“

Alle Zurückhaltung verläßt ihn, zielbewußt strebt er quer über die Straße, steht vor dem Graubärtigen, redet ihn an: „Es wartet wohl niemand zu Hause auf Sie? Sollen wir nicht gemeinsam hineingehen und ein Glas Wein trinken?“

„Zu Hause?“ tönt eine tiefe Stimme aus dem grauen Bartgestrüpp, „das Wort gibt es nicht mehr für mich.“

„Dann passen wir zwei gut zusammen“, lächelt der alte Herr und öffnet die Tür. Sie treten ein. Es sind nicht viele Leute drinnen. Zwei Tannenbäume mit elektrischen Glämmchen leuchten aus den Ecken, ein Grammophon spielt „Stille Nacht, heilige Nacht“. Das Gesicht des alten Herrn verzieht sich in einer Traurigkeit, die leicht für Hochmut gehalten werden könnte. Die beiden Heimatlosen schreiten in das kleine Hinterzimmer, das ganz leer ist, nehmen den gemütlichen Eckplatz, vertiefen sich in Wein- und Speisefarte. Der Kellner steht wartend daneben, tagiert still bei sich: „Der lange Weißhaarige muß ein verarmter Aristokrat sein, der stiernackige Graue sieht aus wie ein städtisch gewordener Bauer, ein ungleiches Paar. Berliner sind alle beide nicht, Hinterwälder.“

Nun lächelt der grüngoldene Rauenthaler aus den Gläsern.

„Heimaduft“, sagt der Graubärtige und neigt sich tief hinab zum Glase.

„Sie sind doch nicht Rheinländer?“

„Nein, meine Jugend liegt hinter den Karpathen.“

„Also Siebenbürger?“

„Und Sie? Berliner jedenfalls nicht?“

„Ich bin Balte.“ Der Graue hebt den Kopf. „Ausland: deutschum, wie fremd kannst du dich fühlen in der deutschen Reichshauptstadt an der Spree.“

Der Balte nickt ernst. „Aber da dürfen wir das viel bewundern, viel geschmähte Berlin nicht verantwortlich machen für unsre innere Einsamkeit.“

„Tue ich ja nicht. Ich bin in Chicago und Konstantinopel noch einsamer gewesen! Berlin ist ein guter Hafen für manches Brack, das wellemüde hier seinen Winkel findet, sich ungesehen verkriechen kann. Mir gibt es Brot und so viel Frieden, als ich noch erwarten kann.“

Der Balte hebt sein Glas. „Den ersten Schluck auf Deutschland! Auch wenn wir hier Fremdlinge bleiben.“ Die Gläser geben einen guten Ton.

Der Siebenbürger macht sich mit kräftigem Appetit über sein Eisbein her. „Sie sind wahrscheinlich ein baltischer Baron?“ fragt er und weist auf den Wappenring am schmalen Finger seines Gegenüber. Der alte Herr nickt leise.

„Ich war ein kurischer Großgrundbesitzer, jetzt bin ich ein welkes Blatt, das der Sturm weit fortgewirbelt hat vom Baum, aus dessen Wurzeln ich meine Kraft zog, an dem ich Frühling, Sommer und Herbst werden und gehen sah.“

„Ihr Balten seid alle Dichter, Künstler und Träumer, das ist das Aristokratische an euch. Wir Siebenbürger Sachsen sind nüchterne Latmenschen, das macht das Bauernblut in uns. Aber in einem sind wir mit euch eins: in unserm starken Bekenntnis zum Deutschum ohne politische Parteien.“

■ Zum zweitenmal klingen die Gläser zusammen.

„Sie sind wohl durch die Güterenteignung da oben verarmt?“ fragt der Graubart nach einer kleinen Pause. Er fragt das trotz seiner rauhen, kurzen Redeweise ganz zart, um die Wunde nicht allzu schmerzhaft zu berühren.

Der Balte hebt die weiße Hand, streicht über seine eingesunkenen Schläfen, wehrt leise ab. „Die Güterenteignung war nur das letzte. Es ist viel Blut über die stillen Wege meiner nordischen Heimat geflossen, es hat viel Feuer die Stätten unsrer alten Kultur zerfressen. Es traf mich nicht allein, es traf Hunderte. Vielleicht hat es mich härter als manchen andern hergenommen. Davon lohnt es nicht zu reden. Man lebt weiter — nur so ein Abend wie dieser ist nicht gut.“

Der Graukopf schiebt den leer gegessenen Teller zurück. Ein Schleier sinkt über seine hellblauen Sachsenaugen. „Das ist lange her“, sagt er mühsam, „als ich am schummrigen Weihnachtsabend in der stillen Stube saß mit meinen Brüdern und auf den Christbaum wartete. Unser kurzer, steinharter Winter hatte die Pfarrhausfenster mit Schnee vermauert, das ganze Zimmer noch nach Hanflich.“

„Was ist das?“

Da beginnt er zu erzählen, vom üblichen Weihnachtsgebäck, vom Heimatdorf im Weinland, wo der Vater Pfarrer gewesen ist, während der Großvater noch Bauer war. Darauf ist er mindestens so stolz wie der Balte auf seine sechzehn nachweisbaren Ahnen. Nebenan verstummt das Grammophon, das Lokal wird immer leerer. Die beiden Alten in der Diwan-ecke lassen ihre Gläser zum drittenmal gegeneinander klingen. „Unsre Kindheitsweihnachten!“ sagt der Siebenbürger, und dann führt er den Zufallsgenossen dieses Abends weit fort aus Berlin über die schneebedeckten Karpathen und läßt ihn mit sich in der Dunkelheit des Christtags den Kirchhügel hinaufschreiten zum Frühgottesdienst. Der Graukopf ist nun wieder ein kleiner Bub und trägt eine mit Eingrün umwundene Krone voller Wachskerzen hügelan. Rund um ihn sind die Dorfgestalten in der uralten Tracht, die Weiber im weit abstehenden Pelzumhang mit dem Nackenbrett, das sie zu steifen Puppen macht (des Graukopfs Augen leuchten, als er berichtet, der Pelz seiner Großmutter sei aus dem sechzehnten Jahrhundert gewesen), die Männer in den reich gestickten

Pelzröcken und die jungen Mädchen mit den hohen Samtborden auf den glatt gescheitelten Köpfen, steifzöpfig, bunt bebändert, im Leinenhemd voll feinsten Stickerie aus Urgroßmutterns Tagen.

Der Balte lehnt stumm in seiner Ecke, und er hört zu, wie nur wenige Leute zuzuhören verstehen, nicht nur mit den Ohren, nein, mit dem Herzen; und das, was der andre das Künstlerteil dieses hochgezüchteten, vielleicht schon überlebten Volksplitters nennt, das sieht er trotz der knappen, nüchternen Darstellungsweise alles vor sich: das Dorf im Tal mit der Ruine der alten Bauernburg, die Schneewälle an den Weinbergmauern, die wandelnden Schatten in der Morgenfrühe und die goldenen Kerzenflammen in hoch erhobenen Kinderhänden, Freudefunken in der Dunkelheit.

Und er begreift, was der Männermund nicht kundtut in seiner bäurischen Herbheit und Zurückhaltung: daß der da gegenüber keine Brücke mehr hat ins Kindheitsparadies, daß er an diesem einen Abend des Jahres ein heimwehkranker, kleiner Bub ist. Er fragt nicht, was ihn hindert, die alte Heimat wieder aufzusuchen, er weiß, daß es viele Straßen gibt, von denen man schwer oder gar nimmer den Rückweg ins Gewesene findet.

Da brummt der Graukopf, als habe er die Gedanken des Genossen gelesen: „Als ich heranwuchs, war mir die Dorf-welt zu eng, da sperrten mir die Berge den Blick in die Weite. Seither bin ich weit herumgekommen, habe Tränen und Sehnen, die mir nachgingen, misachtet. Heute weint um mich keiner mehr hinter unsern Bergen. Die vergebens nach mir riefen lange Jahre, sind verstummt, sie schlafen am Kirchhügel unter Thuja und Rosmarin. Bin nun selber alt und grau, werde wohl im märkischen Sande zu liegen kommen. Man soll nicht rührselig sein, die Erde ist allerorten unsre teure Mutter, die uns zurücknimmt in ihren Schoß.“

Er verstummt, zieht den Duft des Weines ein und scheint den Gefährten dieser Weihnacht zu vergessen, denn er wandert ja im großelterlichen Weinberg zur Zeit der golden blauen siebenbürgischen Traubenlese.

Da die beiden die einzigen Gäste sind, schaltet der Kellner zwei Flammen aus, nur eine leuchtet noch, die Ecke ist in traumlichem Halbdunkel. Jetzt beginnt der Balte zu reden, und er redet leise vor sich hin, als spräche er nicht zu dem andern, nein, als spräche er zu den vielen Toten, die einst seine Weihnachtsen und lebensvoll machten, als spräche er zu den stolzen Tannen seiner weiten Wälder, zu den weißen Mauern des Schlosses, zu Sälen und Ahnenbildern, zu allerlei toten Dingen, denen Tradition eine Seele gegeben, zur alten Kirche und zum Erbbegräbnis unter Blutbuchen und Edelstannen.

Der Graubärtige vermag nicht ganz zu folgen, es ist eine fremde Welt für ihn, aber sein Herz, tief versteckt unter Härtebeißigkeit und Nüchternheit, das klopft ihm gegen die Rippen, und er spürt einen Hauch der großen Tragödie, die hinter dem weißhaarigen, schmalen Mann mit den Vergangenen-Augen steht. Mehrfach vernimmt er einen Mädchenamen, und in einer Pause fragt er bescheiden, ehrfurchtsvoll: „War Maria ihre Frau?“

„Auch meine Frau hieß Maria, aber die, von der ich sprach, war meine Großtochter. Achtzehn Jahre war sie alt, als die Bolschewiken sie in Riga im Zentralgefängnis erschossen vor dem Einzug der Weißen Armee.“

Wieder ist es eine Weile still, dann erhebt sich der alte Herr. „Ich würde gern noch ein Stündchen durch den Tiergarten gehn. Ich mag keinen Berliner Kellner mehr sehen.“

Der Graukopf begleitet ihn, paßt seinen immer noch ungestümen Schritt der langsamen, ein wenig steifen Gangart des Gefährten an. Es ist stiller geworden auf Straßen und Plätzen. Aus vielen Fenstern der vornehmen Häuser zwischen Kurfürstenstraße und Lustowplatz fällt der flimmernde Glanz der Christenbäume, hier und da hört man Gesang von Weihnachtsliedern.

Nun nimmt der Tiergarten die beiden auf. Es regnet nicht mehr. Schwer hängt der Nebel um Strauch und Stamm. Das Geräusch der Stadt hinter ihnen ist nur noch wie das ferne Brausen einer Feuersbrunst oder des Meeres. Tropfen fallen dumpf von den Ästen, im Laternenlicht glitzern die tausend Regenperlen im dünnen Gezweig.

Der Graukopf gibt jetzt das Geheimnis seines Nachmittags preis, brummig und verschämt zugleich. „Da fiel mir ein, man könnte den Kindern eines Waisenhauses was bringen, und ich kaufte eine Tüte Pfefferkuchen, so groß, als ich schleppen konnte, und fuhr hin. Eine Schwester saß mit mehreren Kindern am Fenster, die sagte mir hernach, als die Kleinen mich haben kommen sehen, haben sie in die Hände geklatscht und gefragt: Ob der gute Mann wohl etwas für uns bringen könnte?“

Der alte Herr denkt an die zutraulich tiefen, klugen Augen der Rehe und Gamsen, aber er schweigt davon, denn die meisten Menschen sagen ja wohl, Kinder seien viel mehr als unbeseelte Tiere, und er fühlt sehr wohl, daß der Gefährte ihm überlegen ist in allen Fragen des wertvollen Lebens, daß er selber nur noch abseitige Wege gehen kann, die andern töricht und zwecklos erscheinen. Er hebt den Blick zum Himmel. Da ist über dem weißlichen Lichtnebel, den Berlin hoch hinaussendet, ein kleiner, silberner Stern erwacht. Stumm deutet er hinauf. Beide bleiben stehen und schauen den fernen Stern an, der aus der Ewigkeit winkt wie einst sein hellster Bruder über Stall und Krippelein, wie die Sterne ihrer eigenen Jugend über den Schneehäuptern der Karpathen und Kurlands Nadelwäldern.

Am Brandenburger Tor besteigen sie die Straßenbahn zur Rückfahrt in den Westen, wo beide wohnen. Sie müssen natürlich stehen im überfüllten Wagen. Lauter festliche Gesichter rundum, Blumen in Seidenpapierhüllen, kleine, künstliche Bäumchen mit winzigen Kerzchen, viele Kinder, beladen mit Geschenken, heimfahrend von Bescherungen bei Großeltern, guten Onkeln oder Tanten; glühende Backen, erregte blanke Augen. Dicht vor dem alten Herrn sitzt eine Frau in Trauerkleidung. Der starre Kreppschleier verdeckt ihr Gesicht. Sie hält ein etwa vierjähriges Mädchen auf den Knien. Übermüdet ist der Kinderkopf an der Mutter Brust gesunken. Im Schlaf noch hält das Gästchen krampfhaft einen erschütterlich funkelneuen Teddy mit türkisblauer Seidenschleife. Im Mundwinkel haftet ein klein bißchen Schokolade.

„Aufwachen, Mariechen, wir sind gleich zu Hause“, mahnt es unter dem Kreppschleier. Das Kind murmelt schlaftrunken: „Mama sagt, für dich auslernen und aussagen. Mutti.“ Der alte Herr beugt den Kopf, und auch der andere, der den vielen Kindern bisher keinen Blick geschenkt, heftet seine hellblauen Augen unter dem grauen Gebüsch der Brauen auf das heißgeschlafene Gesichtchen. Sie müssen sich anstrengen, um in den Geräuschen des Wagens und des hereindringenden Gewoges vom Potsdamer Platz dies verschlafene Kinderstimmchen zu erfassen, das sein Weihnachtsgedicht eilig und ausdruckslos wiederholt:

„Nun er liegt in seiner Krippen,
Ruft zu sich dich und mich,
Spricht mit süßen Lippen:
Lasset fahren, lieben Brüder,
Was euch quält, was euch fehlt,
Ich bring alles wieder.“

Eine Hand mit einem Taschentuch fährt eilig unter den Kreppschleier. Dann steht die Frau auf, der Graukopf nimmt ihr das Kind ab. „Ich reich' Ihnen die Kleine raus, die kann ja nicht mehr fest auf den Füßen stehen.“

Gedränge ohne Ende, Aus- und Einsteigen. Auch der alte Herr schiebt sich zum Ausgang. Sein Gefährte hat gesagt, daß er an der nächsten Haltestelle heraus müsse. Sie schütteln sich nur stumm die Hände. Zu sagen haben sie sich nichts mehr. Der gefürchtete Weihnachtsabend ist vorüber. Sie haben sich gegenseitig geholfen, gehen nun auseinander, haben die beiderseitigen Adressen nicht erfragt. Wozu auch!? Nur Schicksalsgleichheit an diesem einen Abend führte sie zusammen, wahrscheinlich werden sie einander nie wiedersehen.

Ihre Augen halten sich fest einige Sekunden lang, dann hält der Wagen, der Graukopf steigt ab, andre drängen nach, schon ist seine stämmige Gestalt von einer Menschenwoge verschluckt. Der alte Herr spürt plötzlich die feuchte Kälte bis ins Mark, er schwankt leicht, muß sich an der Metallstange der Plattform halten.

Nun hat auch er den Wagen verlassen, schreitet durch die totenstille Reithstraße und ist weit fort, ist in einem Schloßzimmer, sieht ein letztes Lichtchen im Lannengezweig, riecht Harz- und Wachsduft, die große Stube ist zur Laube geworden durch die Schattenzeichnung der Lannenäste an Wänden und Stuckdecke. Leises Glitzern von Engelhaar und Rauschgold, das silberdünne Klirren einer von der Wärme des letzten Glämmchens bewegten Glaskugel, dann verzittert, dann löscht die Freudenflamme des seligsten Abends.

Der alte Mann steht vor der Tür des großen Miethauses, in dem drei Treppen hoch ein kleines Zimmer seine unpersonliche, gleichgültige Schlafstätte, nicht sein Heim, bildet. Da kommt ihm noch einmal die verschlafene Stimme des fremden Kindes:

Nun er liegt in seiner Krippen,
Ruft zu sich dich und mich.

Eine Gemeinschaft tut sich auf. „Ruft zu sich dich und mich...“ Wen denn? Den Siebenbürger, der in Amerika die Heimatbrücken zerbrach und doch an diesem Abend Kinderheimweh brennen spürte — die dicke Blumenverkäuferin — jeden Straßenbahnschaffner, der ihm heute den Fahrchein gelocht hat — den Kellner, der den Wein brachte — all die hundert und tausend Feiernden, Schenkenden und Beschenkten — den Wärter bei den Antilopen und Rehen — die Frau unter dem Kreppschleier — das heißbäckige Mariechen mit dem weißen, neuen Teddy....

Er steckt den Schlüssel ins Türloch, hebt noch einmal den müden Blick. Der kleine Stern winkt, „ruft zu sich dich und mich... alle, auch euch, meine Toten, alle, alle.“

Maria, sei gegrüßt!

Lasset fahren, lieben Brüder,
Was euch quält, was euch fehlt,
Ich bring alles wieder.“

Maria.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.

Novalis.

Der sprechende Stahl.

Von Dr. Lh. Wolff, Berlin.

Zu den verschiedenen Systemen, die dem Film Sprache verleihen wollen, gesellt sich jetzt ein neues, das die Hoffnungen auf eine schnellere und vollkommenere Erreichung jenes Zieles von neuem rege macht, das System des sprechenden Stahlbandes. Es hat einen bereits älteren Gedanken sozusagen kinoreif gemacht oder verspricht wenigstens, das zu können. Vor etwa zwanzig Jahren hatte der Professor Poulsen in Kopenhagen die Entdeckung gemacht, daß ein Eichdraht, der zwischen den Magneten einer Lautquelle, also etwa eines Telefons, hindurchläuft, hierbei selbst magnetisch wird. Aber der Draht wird hierdurch nicht nur schlechthin magnetisch — das war ja eine alte Sache —, sondern die aufgenommenen magnetischen Kräfte werden durch die Laute jener Quelle in ganz bestimmter, akustisch auswertbarer Weise qualifiziert. Die Töne, Worte, Laute, Geräusche und alle sonstigen akustischen Gebilde, die der Draht beim Passieren der Magnete „hört“, gestalten den erzeugten Magnetismus gleichzeitig zum magnetischen Photogramm. Wird nämlich der so bearbeitete Draht zwischen den magnetisch empfindlichen Membranen eines Telefons oder Mikrophons vorbeigeführt, so versetzen die Membranen in Schwingungen, die jenen entsprechen, die die ursprünglichen Töne, Worte, Geräusche usw. erzeugten; das Prinzip der Grammophonplatte wird ins Magnetische übertragen und dadurch befähigt, in Leistung und Wirkung weit über die Möglichkeiten der üblichen Sprechmaschinen hinauszugehen.

Jetzt soll der sprechende Stahl also auch sein Meisterwerk ablegen, er soll zur Stimme des Films werden. Nach vielfachen Versuchen von anderer Seite, die nicht zum Ziele führten, hat ein deutscher Erfinder, Dr. Kurt Stille in Berlin, den sprechenden Stahl für diesen Zweck reif gemacht. Er hat vor allem den ursprünglichen Draht durch ein Stahlband von der Art und den Abmessungen des Filmstreifens ersetzt und ist damit seinem Ziel nähergerückt. Die Verwendung gestaltet sich folgendermaßen: Die zu filmende Szene wird gleichzeitig von dem Kinematographen und dem akustischen Aufnahmeapparat aufgenommen; jener überträgt die gestaltliche und bewegte Szene auf den Zelluloidstreifen, dieser das Akustische auf das magnetische Stahlband. Werden Zelluloidstreifen und Stahlband dann hinterher völlig synchron abgerollt, so wird die gefilmte Szene dann auch kinematographisch wie akustisch wiedergegeben.

Der Synchronismus beider Streifen wird durch eine vollkommen aufeinander abgestimmte Perforation der Streifen bewirkt. Damit hat der bisher stumme Film Ton, Stimme und Sprache erhalten, die bisher lautlosen Lippen zum lebendigen Wort erweckt. Aber auch alles, was es sonst noch an Tönen auszuwerten gibt, alles gibt der sprechende Stahl synchron mit der Bewegung der Gestalten wieder.

Von der hervorragenden Leistungsfähigkeit der neuen Erfindung zunächst auf akustischem Gebiet konnte ich mich durch eine Probeführung bei Dr. Stille überzeugen. In einem einfachen, nahezu primitiven Dachatelier im alt-dornehmen Berliner Westen ging sie vor sich. Dr. Stille ist ein kleiner, älterer, aber höchst lebendiger Herr, dessen Gesicht sehr an seinen großen amerikanischen Erfinderkollegen Edison erinnert, wenigstens wie wir diesen aus früheren und jüngeren Jahren kennen. Vor zwei frei im Raum hängenden Mikrophonen, deren Töne ein Draht auf das an anderer Stelle des Raums befindliche abrollende

magnetische Stahlband überträgt, ging die Aufnahme vor sich. Zuerst sprach Dr. Stille einige Worte, dann, um zu zeigen, daß der Apparat in Aufnahme und Wiedergabe auch vor den schwierigen Zischlauten, diesen Schmerzenskindern aller Musiker, nicht versagt, den lapidaren, zischlautreichen Satz: Sechzig Hunde sausten sechzig Hasen nach! Dann betätigte er eine Reihe von Instrumenten vor dem Aufnahmeapparat: eine Spieldose, eine Pflöcke, eine Trommel, ein Schlagbecken. Und währenddem rollte, ungesprochen und ungehört von den Anwesenden, das Stahlband. Eine Geige und ein Klavier spielten dann noch auf, und zum Schluß vollführten die Gäste auf Ersuchen Dr. Stilles einen rechten Heidenlärm mit Geschrei, Trampeln und Händeklatschen. Fünf Minuten hatte die Aufnahme gedauert. Weitere drei Minuten etwa vergingen, und dann — geschah ein Wunder. Aus einer Ecke des Raums kam alles wieder hervor, was soeben an Schall und Laut geschehen war. Zuerst die begrüßenden Worte Dr. Stilles, dann der Satz von den sechzig Hunden und den saustenden Hasen mit anerkannter guter Zischlautwiedergabe, dann das dünne, zirpende Stimmchen der Spieldose, der durchbringende Ton der Pflöcke, der kräftige Schlag der Trommel und der schmetternde Schall des Schlagbeckens. Geige und Klavier, genau so, wie wir sie vor Minuten gehört hatten, hörten wir nochmals, und endlich auch den fidele Jungenlärm, den wir selbst verübt hatten. Es war ein Wunder, die Aufbewahrung des flüchtigen Tones, die Zurückholung des enteilenden Wortes, die Auferstehung jedes verklungenen Tones! Und alles das könnte nicht einmal, sondern beliebig oft wiederholt werden, kann jahre- und jahrzehntelang in dem stahlmagnetischen Band schlummern, um dann immer wieder zu neuem akustischen Leben erweckt zu werden. Soll aber das Stahlband von seinem akustischen Inhalt befreit werden, so braucht es nur zwischen den Magneten einer Wechselstrommaschine hindurchgeführt zu werden, und alles, was es an Ton und Laut, an Wort und Sprache aufgenommen hatte, ist ausgelöscht für immer, und das Band ist frei zu neuer Aufnahme und neuem lautlichen Leben.

Dr. Stille sagte mir, daß er in etwa zehn Wochen den ersten Tonfilm auf Grundlage seiner Erfindung in Angriff zu nehmen gedenkt. Dann wird es sich erweisen, ob sich der Kinematograph und der Stahlbandapparat so völlig harmonisch miteinander paaren lassen wie Lippe und Wort, so daß das Filmbild wirklich zur Szene im Sinne des Sprechtheaters wird, ob die Perforation des Stahlbandes einen solchen völligen Synchronismus, ohne den das Spiel zur verzerrten Groteske wird, verbürgt, ob der Aufnahmeapparat auch den viel schwierigeren Bedingungen und den ungleich stärkeren, zahlreicheren und verschiedenartigeren akustischen Erscheinungen des freien Spiels, als sie die Probeführung in dem kleinen Raum des Dachateliers mit sich brachte, wird folgen können, ob er Bild und Ton völlig zur Einheit verschmelzen kann. Es muß sich auch erweisen, ob das magnetische Stahlband nur dazu bestimmt ist, ein System unter Systemen zu werden, oder ob es den Sieg davonträgt und sich den übrigen Systemen des Tonfilms soweit überlegen erweist, daß von einer neuen und bedeutsamen Wendung im Entwicklungsgange des Films gesprochen werden kann und das fertige Werk in vollem Umfange das zu halten vermag, was die Probeführung versprach.



Laudhammer-Weihnachtsplakette in Eisenkunstguß
(vgl. Seite 576).

Schon einmal haben wir unter dem gleichen Kennwort eine uns beachtlich erscheinende Zuschrift aus Arbeiterkreisen, die zu einer uns alle bewegenden großen Frage unserer Zeit kritisch Stellung nahm, gebracht. (Vergl. die Aufsätze „Vom Geist der Zeit“ und „Wirtschaft ist Schicksal“ im Aprilheft 1929, Seite 184.) Wir geben heute erneut einem unserer Leser das Wort, der sich mit den Problemen der Arbeiterschulung und der Charakterbildung auseinandersetzt. Wer den angeschnittenen Gedankengängen aufmerksam folgt, wird unshwer gewisse geistige Verbindungslinien mit den Ausführungen von Gewerbeschulrat Schwenk „Muß studiert sein?“ auf Seite 544 empfinden. Während der letztgenannte Verfasser jedoch aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen als Sachmann auf dem Gebiete des Gewerbeschulwesens schöpft, formt hier ein Werkstätiger Säge und Gedanken, die nach dem Begleitbrief „die ersten Gehversuche eines nach Wert und Ziel ringenden Menschen, der seit zwölf Jahren als einfacher Arbeiter bei der »Dortmunder Union« beschäftigt ist, darstellen“, deren geistige Klarheit und (von kleinen Unebenheiten abgesehen) sprachliche Stilreinheit jedoch auf eine mit eiserner Energie durchgeführte Selbstschulung schließen lassen.

Um — keineswegs unberechtigte — Zweifel auszuschließen, sei ausdrücklich betont, daß, außer einigen unerheblichen Kürzungen und einer Änderung des Titels, nicht die geringsten Veränderungen im Manuskript vorgenommen sind.

Die Schriftleitung.

Arbeiterschulung und Charakterbildung.

Von Endrikat, Dortmund.

Die werktätige Arbeit ist nicht nur die Offenbarung dessen, was wir an Intelligenz und Können in uns tragen, sondern sie ist uns auch im wahrsten Sinne des Wortes eine Lebensschule. Sie ist das Feld, wo wir unsere innergeistigen Kräfte bilden und formen lernen.

Arbeiterschulung und Charakterbildung sind daher derart miteinander verbunden, daß wir sie unmöglich voneinander trennen können. Die Arbeit schafft stetig neue Verhältnisse und Lebensbedingungen, die uns zur Konzentration und Anspannung innergeistiger Fähigkeiten und Eigenschaften auffordern. Sie ist das Band gegenseitiger Beziehungen vom einzelnen Menschen zum Volksganzen und umgekehrt. Sie zwingt alle Menschen, die sich unter ihre Fesseln stellen, zum gegenseitigen Austausch innerer wie äußerer Werte.

Kommen nun für geistige Entfaltung und Charakterbildung nur ganz gewisse Arbeitsbetätigungen in Frage? Das kann nicht sein, denn die Erfahrung lehrt, daß selbst die niedrigste Arbeit uns innerliche Werte zu schaffen vermag. Jede nützliche Betätigung schafft Ausdauer und Festigkeit, Gesundheit und Kraft, Intelligenz und eine sichere, frohe Zukunft. Jede Arbeit, die wir mit redlichem, treuem Herzen verrichten — und mag sie noch so primitiv sein —, läßt unser Innerstes mitklingen mit der hohen Lebenssymphonie kreisender Welten. Es gibt im ganzen Weltall keinen Raum, wo nicht das urschöpferische Lebensprinzip zu finden wäre. Was wir heute sind, sind wir durch die Arbeit geworden. Unsere ganze Kultur ist aus dem werktätigen Leben hervorgegangen. Diesem schaffenden Leben entstammen die größten Führer und Künstler.

Jeder Beruf hat seine eigene Lebensfrage; dennoch enden alle Lebensbetätigungen letzten Endes im Wesen der gesamten Volks- und Weltwirtschaft. So unzählig die Berufsarten auch sein mögen, greifen sie alle dennoch ineinander gleich dem Getriebe eines Uhrwerkes und bedingen sich gegenseitig. Darum aber sehen wir auch, daß, wo ein Teil, eine Berufsart leidet, die anderen Teile ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen werden.

Nichts ist so schlimm im Gange der gesamten Volkswirtschaft als Arbeitsmangel und Arbeitslosigkeit. Stets finden wir, daß, wo diese wirtschaftliche Krankheit an Raum gewinnt, die Oberflächlichkeit, Interessenlosigkeit und Unzufriedenheit der Menschen überhandnehmen. Durch den uns aufgezwungenen Frieden und andererseits durch die ungeheure Reparationslast, welche wir an unsere früheren Feinde zu zahlen haben, sind auch bei uns diese Erscheinungen aufgetreten und haben bereits vielfach moralische Schäden hervorgerufen, doch zur wirklichen Volkskatastrophe konnten diese Schäden sich bis heute noch nicht verdichten. Das ist nun zwar ein sehr gutes Zeichen für uns, doch immerhin wäre es gut, wenn deutsche Arbeit und deutsches Kapital Wege fänden, die zum restlosen Zusammenschluß aller Volksstände führen würden. Immer noch stehen Arbeiterschaft und Arbeitgeberum vielfach sich fremd gegenüber; darum tut es uns wahrlich not, einen Weg zu finden, der soziale und politische Gegensätze zu schlichten und zu vereinen imstande wäre. Welches wäre wohl dieser Weg? Antwort: Dieser Weg wäre unbedingt die Verwirklichung eines wahren, opferfreudigen, unverfälschten Deutschtums. Wo das Deutschtum im Vordergrund sozialen und politischen Ringens steht, da muß der restlose Zusammenschluß aller Volksstände Tat und Wirklichkeit werden. Das Leben und Streben für ideales Deutschtum setzt die zielbewußte Arbeit am eigenen Ich und Charakter voraus. Der Weg zum wahren Deutschtum ist in erster Linie der Weg zur deutschen und schöpferischen Persönlichkeit.

Wenn unsere werktätige Arbeit uns bitter erscheint, wenn sie uns nieder-

drückt und im Herzen Unzufriedenheit aufkommen läßt, dann muß unsere innere Willensbetätigung wirksam werden; dann müssen wir uns bezwingen und die Arbeit so ausüben, als wäre von ihr unser ganzes Leben abhängig. Je weniger eine Beschäftigung uns gefällt, desto größer ist die innere Anspannungskraft, die wir aufzubringen haben, soll sie mit wachem Interesse ausgeübt werden. Selbstzucht, Selbsterziehung und Arbeiterschulung sind die besten Mittel, uns und unser Leben zu formen und zu bilden.

Jeder Mensch, der nicht fest und sicher in seinem Charakter ist, besitzt zersplitterte Kräfte in seinem Innern, die ihn immer wieder von seiner werktätigen Arbeit abzuziehen versuchen, in seinem Herzen einen Nährboden schaffen für anarchistische Ideen und ihn aufstacheln, mit vollen Jügen die Freuden eines sinnbetörenden Lebens zu suchen, zu genießen. Diesen inneren Zersplitterungen ist es zuzuschreiben, daß viele Menschen guten Glaubens sind, ihren Beruf verfehlt zu haben — und mit ihm zugleich auch den Sinn und Zweck ihres Lebens. Stets unzufrieden mit sich, gehen sie ihrem Beruf nach und werden nur dann etwas froher, wenn sie ihrer Beschäftigung den Rücken gekehrt haben.

Gibt es nun wirklich einen Menschen, der, vom psychologischen Standpunkte aus gesehen, seinen Beruf verfehlt hat? Wir müssen diese Frage mit einem entschiedenen „Nein“ beantworten; denn es liegt in der Natur eines jeden Menschen begründet, daß sein Schicksal sich so auswirkt, wie er in seinem Innern ist. Ein Mensch zum Beispiel, der musikalische Eigenschaften und Fähigkeiten besitzt, kann noch so arm sein; wenn er seinen Willen auf das eine Ziel konzentriert, Musiker werden zu wollen, so wird er es auch ganz bestimmt werden. Unbewußt formt er sein Schicksal. Seine Gedanken, seine Empfindungen setzen sich mit allen ihm verwandten Kräften und Geistesströmungen in Verbindung, die ihn von innen her, ob er es nun weiß oder nicht, leiten und inspirieren, was zur Folge hat, daß er sein Ziel durchaus erreicht, selbst auch dann, wenn eine ganze Welt gegen ihn wäre. Des Menschen geistige Kräfte lassen sich nicht einmauern. Je größer die Widerstände sind, desto formhafter kommen die Eigenschaften zum Vorschein. Nicht die Verhältnisse formen den Menschen, sondern der Mensch schafft sie sich. Zu welchem Beruf ein Mensch sich hingezogen fühlt, zu dem wird er im Innern sich auch heranbilden. Im Wollen aber nur findet er seinen Fortschritt. Wollen heißt nicht wünschen, sondern handeln! Wollen heißt nicht tatenlos sein, sondern vollbringen! Alle Größen sind aus zielstrebigerem Wollen, aus schwerem, innerem Ringen hervorgegangen. Im Kampfe des Lebens wird jeder Mensch geprüft, ob er fähig ist, das zu werden, was er werden will. Ein Mensch, welcher da meint, seinen wahren Beruf verfehlt zu haben, kennt sich selber nicht; er beweist vielmehr, daß er ziel- und willenlos gleich einer Marionette von den ihn umgebenden Verhältnissen sich gebrauchen ließ. Solange der Mensch zu einer harmonischen Einheit seines Charakters nicht kommt, kann er nichts werden, kann er die rechte Lebensfreude nicht finden. Darum verstehen wir auch, welchen hohen Wert die Arbeiterschulung für uns besitzt, denn nur in ihr vermag der Mensch seine innere Einheit zu erringen.

Was wir in uns an Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen, ganz gleich, ob in verborgenem oder wachem Zustande, sollen wir erkennen, fühlen und hervorbringen. Dann zeigt es sich ganz von selbst, was wir sind, und wir werden demzufolge die Sphäre unseres Wirkens und Schaffens auf der Grundlage ureigener Arbeits- und Arbeiterschulung erhalten — und das nicht nur zum eigenen Nutzen, sondern auch zum Wohle des Werkes, in dem wir arbeiten, und zum Wohle unseres ganzen Volkes.



*Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.*

Wie Edison seinen Nachfolger aussuchte.

Aus einem Artikel in „The Literary Digest“, Newyork.

In jedem der 48 Staaten der amerikanischen Union und im Distrikt Columbia wurde ein Schüler ausgewählt, um an dem von Edison abgehaltenen Examen, durch das er einen Nachfolger zu bestimmen suchte, teilzunehmen. Edisons Fingigkeit, verwickelte Fragen zu stellen, ist bekannt. Als Sieger aus dem Wettbewerb ging der sechzehnjährige Sohn eines Geistlichen aus dem Staate Washington, Wilber Huston, hervor. Auf Kosten Edisons wird er auf der technischen Hochschule studieren, und zugleich soll er von Edison zu dessen Nachfolger erzogen werden.

Eine der Antworten, die Wilber Huston auf Edisons Fragen an die Kandidaten gab, war, daß er wohl persönliche Bequemlichkeit auf dem Altar des Erfolges opfern würde, nicht aber Ehre, Gesundheit, Glückseligkeit, Liebe, Reichtum oder seinen guten Ruf. Er hält eine Lüge für „erlaubt, wenn dadurch Kummer, Schmerzen oder Sorgen erspart werden und man nicht in irgendeiner Weise davon profitiert“. Seine Lieblingslektüre sind Biographien, und die vier Zeitschriften, auf die er am wenigsten gern verzichten möchte, sind „The Atlantic Monthly“, „The Literary Digest“, „The Scientific American“ und „The Reader's Digest“. Es verläutet, daß das Prüfungskomitee die geistige Ehrlichkeit jedes Kandidaten, der die Frage, ob das Lügen je erlaubt wäre, mit „Nein“ beantwortete, mit „mangelhaft“ zensurierte. Im folgenden geben wir einige der an die Kandidaten gestellten Fragen wieder:

Sind die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit gegenwärtig ziemlich fair?

Wollen Sie im Namen der sämtlichen Kandidaten die Ansprache halten, wenn wir mit dem Oberbürgermeister der Stadt Newyork zusammentreffen, oder möchten Sie, daß jemand anders dies übernimmt? Warum?

Warum hat man Sie Ihrer Ansicht nach ausgewählt, in diesem Wettstreit Ihren Staat zu vertreten?

Beschreiben Sie kurz, wie Sie sich Ihren Arbeitstag denken, wenn Sie 50 Jahre alt sind.

Wenn Ihnen aufgetragen würde, ein gewisses Experiment zu unternehmen, und Ihnen zur selben Zeit mitgeteilt würde, daß es ausführbar wäre, was würden Sie nach zehnmaligem Mißlingen tun?

Welche neue Entdeckung oder Erfindung hat Ihres Erachtens der Menschheit den größten Nutzen gebracht? Warum?

Wenn Sie im nächsten Jahr eine Million Dollar erben sollten, was würden Sie damit anfangen?

Welche Rolle wird Ihres Erachtens das Automobil in 100 Jahren im täglichen Leben spielen?

Wenn einer Ihrer Bekannten Sie ungerechtfertigterweise des Betruges bezichtigte, was würden Sie tun?

Welche Bedeutung hat — abgesehen von dem gewöhnlichen Grade, bis zu dem die meisten Menschen auf Rhythmus und Melodie reagieren — die Musik für Sie?

Wann halten Sie eine Lüge für erlaubt?

Gesetzt den Fall, daß eine Schar Mäuse sich so vermehrt, daß sich ihre Zahl alle drei Monate verdoppelt, wie groß würde die Schar am Ende von drei Jahren sein, wenn sie mit einem Paar angefangen hätte?

Es ist bekannt, daß die Beschleunigung eines Körpers über der Oberfläche der Erde in umgekehrtem Verhältnis zum Quadrat der Entfernung vom Mittelpunkt der Erde steht. Auf der Oberfläche der Erde ist die Beschleunigung 32. Welches ist die Beschleunigung 50 Meilen über der Erdoberfläche? Der Erdradius beträgt 4000 Meilen.

Die spezifische Wärme des Wassers ist 1 und die des Quecksilbers 0,033. Das spezifische Gewicht des Wassers beträgt 1 und das des Quecksilbers 13,6. Was würden Sie als Fußwärmer auswählen und warum, eine Zweiliterflasche heißen Wassers von 100 Grad Celsius oder eine Zweiliterflasche heißen Quecksilbers von 100 Grad Celsius?

Der spezifische Widerstand einer gewissen Legierung ist viermal so groß wie der des Kupfers. Ein tausend Fuß langer Kupferdraht hat einen Widerstand von 40 Ohm. Wie lang müßte ein Draht der Legierung sein, der denselben Durchmesser wie der Kupferdraht hat, um denselben Widerstand wie der Kupferdraht aufzuweisen?

Die Antworten auf diese Fragen sind von Edison nicht bekanntgegeben worden.

Das Mittelmeer als größte Kraftquelle der Zukunft.

Von Regierungsbaumeister Hermann Goergel, München, in „Paris et le Monde“, Paris. — Der in nachfolgendem skizzierte Plan ist ausführlich behandelt in der vom Verfasser herausgegebenen Broschüre „Mittelmeersenkung/Sahara-Bewässerung“.

Wenn wir in der Bibel von der Sintflut lesen, denken wir wohl kaum daran, wie sich diese große Weltkatastrophe abgespielt hat. Vor etwa fünfzigtausend Jahren, in der Zeit, als die sogenannten Neandertalmenschen allmählich von wirklichen, d. h. Menschen unserer Art, verdrängt wurden, hatten die Mittelmeerländer ungefähr eine Ausdehnung und Uferlinie, wie sie entstehen würde, wenn wir den Wasserspiegel des Meeres um 1000 Meter senken, also 1000 Meter ablassen könnten. Europa, Afrika und Asien waren keine durch Wasserstraßen getrennten Erdteile. Als dann die Eismassen im nördlichen Teile des Atlantischen Ozeans in der Periode der letzten Eiszeit immer mehr zusammenschmolzen, strömte das anschwellende Wasser schließlich bei dem heutigen Gibraltar in die tieferliegenden Innenseen. Diese schwoollen an und überschwemmten die Länder, bis das Mittelmeer in seiner gegenwärtigen Ausdehnung entstand. Kann man mit den modernen technischen Möglichkeiten diesen Naturvorgang nicht bis zu gewissem Grade umkehren, um dadurch Neuland und unermessliche Kräfte zu gewinnen?

Das Mittelmeer ist ein Verdunstungsmeer, d. h. es würde sich jährlich um 165 cm senken, wenn es nicht ständig Zufluß von außen bekäme, und zwar in jeder Sekunde etwa 90 000 Kubikmeter Wasser vom Atlantik und etwa 4000 Kubikmeter vom Schwarzen Meer. Diesen Zufluß kann man durch Staudämme bei Gibraltar und am Bosphorus abdrosseln und dadurch große Wasserkräfte gewinnen. Die engste Stelle am Bosphorus ist 600 m, bei Gibraltar 14 km. Die Idee meines Projektes besteht nun darin, durch Sperrung dieser Wasserstraßen das Mittelmeer zu senken, durch die Senkung Neuland und durch die Kräftstufen große Wasserkräfte zu erzielen, um mit diesen die Sahara zu bewässern.

Wie ist das Projekt technisch ausführbar? Der schwierigste Teil der Arbeiten liegt zweifellos bei Gibraltar. Die technischen Werke beanspruchen hier am meisten Zeit und den größten Kraftaufwand. Die Abdrosselung der Straße von Gibraltar gibt deshalb den Gradmesser und Schrittmacher für die Möglichkeit, Dauer und Wirtschaftlichkeit der Gesamtdurchführung des Projektes. Die Auffschüttung des Staudammes wird zweckmäßig nicht an der engsten Stelle, sondern an der leichtesten, ungefähr zwischen der Bucht von Tanger und den Cabezos-Riffen, wo jetzt der Tunnel gebaut wird, erfolgen. Die größte Tiefe beträgt hier in der Mitte 320 m.

Die Auffschüttung müßte wegen der Meeresströmungen nicht nur von beiden Ländern, sondern zugleich auch in der Mitte erfolgen. Damit das Material nicht weggeschwemmt wird, muß es in großen Raumeinheiten versenkt werden. Man kann das vielleicht am besten mit Pontons bis zu 10 000 t erreichen, die wie Schiffe mit teilweiser Ladung an die Versenkstelle geschleppt werden. Dort werden sie in hülsenförmigen Schwimmcaissons, ähnlich wie die im Ozean projektierten Flugzeughäfen auf dem Wasser ankern, durch Transportbänder vollständig gefüllt und dann sturmsicher versenkt. Das Auffschüttmaterial kann das Atlasgebirge liefern, die Arbeitsleistung müßte durch Konzentrierung sämtlicher Sträflingskolonien in Marokko verbilligt werden.

Der Arbeitsverlauf wäre ungefähr folgender: Nach vollkommener Abdrosselung des Mittelmeeres bei Gibraltar, Konstantinopel und am Suezkanal, nach Anlage der Kraftwerke und Schiffsschleusen wird an der Kleinen Syrte bei Gabes ein kurzer Kanal zu dem 29 m tiefer liegenden Schott el-Dscherid gegraben. Von diesem Schott als Sammelbecken, das etwa 200 Quadratmeilen groß ist, muß das Mittelmeerswasser in Verteilungskanäle gepumpt, entsalzt und zur Bewässerung weiter Gebiete Nordafrikas verwendet werden, bis sich der Wasserspiegel des Meeres um etwa 25 m gesenkt hat. Nach Gewinnung dieser Kraftstufe können die Kraftwerke bei Gibraltar in Tätigkeit treten und die übrigen geeigneten Gebiete der Sahara bewässert werden. Wie tief man mit einer weiteren Senkung des Mittelmeeres gehen will, hängt von einer Rentabilitätsberechnung ab, die sich wohl erst nach Erreichung jenes Zustandes aufstellen läßt.

Bei einer eventuellen Senkung des Meeres um 200 m entsteht zwischen Italien und Tunis schon eine Länderbrücke. Europa und Afrika wachsen zusammen. Das auftauchende Neuland ist besonders wertvoll, weil dadurch den heute gebirgigen Mittelmeergebieten ein fruchtbares Kulturland vorgelagert wird, das durch die zur Verfügung stehende ungeheure Elektrizitätsmenge hervorragend bewirtschaftet werden kann.

Die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, wo sich nicht nur Unternehmergeist und Ausbeutungsmöglichkeiten die nötigen Geldmittel suchen, sondern wo umgekehrt das riesig angewachsene und konzentrierte Arbeitskapital ein entsprechendes Arbeitsfeld finden muß, um einen Effekt zu erzielen, der seiner Macht angemessen ist. Das Mittelmeerbecken stellt eine solche Möglichkeit dar.

Die Kartothek der Welten.

In Europas einziger Funküberwachungsstelle.

Aus einem Aufsatz

von Georg Biesenthal in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“.

Höchstes Turmgemach des Berliner Reichspost-Zentral-Amtes: ein Lautsprecher wirft modernste Äthermusik der Morsezeichen in den Raum, es rührt keinen mehr, wir kennen das. Aber das kennen wir nicht: daß der Mann am Empfangsapparat, ein Mann mit Hörern, der nicht weiter hinaussehen kann als höchstens auf die Häuserzeilen jenseits der Schrebergärten, gerade dabei ist, Warschau und Madrid auseinanderzubringen, diereißt sich angereizt haben: die spanische Station hat Empfangsschwierigkeiten, ihre Welle hat sich einer Warschauer Welle genähert; fest tritt der Wellenmesser in Tätigkeit, die Abweichungen werden festgestellt, die Stationen korrigieren daraufhin ihre Wellenlängen — die Störung ist beseitigt. Das ist die Funküberwachungsstelle. Ihr Stolz: einer der genauesten Wellenmesser, die überhaupt existieren. So genau arbeitet er, daß selbst amerikanische Funkstationen hier um Eichung ihrer Wellen bitten.

Diese Eichung ist nun eine der schwierigsten Arbeiten, die in der Überwachungsstelle ausgeführt werden. Man hat dazu Hunderte von Quarzkristallen angeschafft, die von der physikalisch-technischen Reichsanstalt auf ihren genauen Wert gebracht sind und mit deren Hilfe man Wellenlängen bis auf einige Millimeter (!) exakt bestimmen kann. In einer Stahlkassette ruht die Kartothek, Arbeitsbilanz der Funküberwachung. Laufende von Funkstationen sind hier registriert. Auf schmalen Kärtchen ist niedergelegt, was den Äther bevölkert, geordnet nach Wellenlängen. Das beginnt bei 11 m und hört auf bei 23 000 m! Auch die entferntesten Stationen sind erfasst worden, ob sie nun an der Nordspitze Alaskas liegen, auf Feuerland oder in Sibirien — sie alle sind für die Überwachung von gleicher Wichtigkeit.

Beispiel: Die Schutzpolizei arbeitet auf Welle 1050; nun kommen Abweichungen vor: die Welle beträgt 1050,10 oder 1050,6 oder 1049,9. Und jedesmal, wenn eine bestimmte Welle von der Überwachung abgehört wird, werden diese Abweichungen in der Kartothek registriert. Nähert sich eine Welle dem Bereich einer anderen, so entstehen die bekannten Empfangsstörungen — und jetzt beginnt die Arbeit der Überwachungsstelle. Ihr Schreibempfänger, der in der Sekunde bis zu zehn Morsezeichen empfängt und selbstständig aufschreibt, spielt den Detektiv. Er fängt die Telegramme des störenden Senders auf, man kann nun lesen, in welcher Sprache sie abgefaßt sind, aus welcher Stadt sie kommen, die Kartothek wird gewälzt und der Sender an Hand der Kartothek ermittelt. Befindet er sich in einem mit Deutschland befreundeten Land, so veranlaßt man ihn durch Abwendung eines Diensttelegramms, seine Wellenlänge zu korrigieren. Andernfalls muß das Auswärtige Amt vermitteln.

Das Tagebuch der Funküberwachungsstelle erzählt: Die amerikanische Station New Brunswick — Welle 13753 — ist gestört. Man ermittelt als Störer: die spanische Station Prado del Rey, die auf der benachbarten Welle 13930 arbeiten sollte — aber die Wellenlänge hatte sich um 100 m verschoben. Eines Tages ist der funktentelegraphische Verkehr der deutschen Behörden lahmgelegt. Erhebliche Störungen. Man ermittelt: den starken dänischen Telephoniesender Kallundborg, der seine Welle geändert hat. In einem ganz ungewöhnlichen Wellenbereich taucht plötzlich ein Sender auf, der bald mit einer amerikanischen Station in Konflikt gerät. Man ermittelt: eine Bank in Prag, die auf dieser Welle Börsen-Transaktionen ausführt. In einem der größten Nachrichtenbüros, das fast die gesamte deutsche Presse bedient, herrscht erhebliche Nervosität: Empfänger und Sender sind gestört, der Betrieb muß für einige Zeit vollständig umgestellt werden. Schließlich stellt man als Störer die französische Großfunkstation Eiffelturm fest, die nun ihre Welle korrigiert hat, nachdem festgestellt wurde, daß der Wellenmesser der Funküberwachung genauer arbeitet als der französische. Bei einem Sturm sind die Telephonleitungen zwischen Riga und Helsingfors zerstört worden. Man ermittelt, welche Stationen der beiden Städte einen funktentelegraphischen Verkehr aufnehmen können, damit der Nachrichtenverkehr nicht unterbrochen wird. Eine neue Station fragt an, ob ihr eine Welle zugewiesen werden kann und welche. Es wird untersucht, wie die Empfangsverhältnisse der Kurzwellenstationen zu den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten sind. In jedem 10. und 11. des Monats werden den kleinen Funkstationen, die selbst keine Möglichkeit haben, ihre Wellen nachzumessen, Normalwellen gesandt, damit sie danach vergleichen können. Und schließlich führt hier Professor Leithäuser jene Experimente aus, die der Funküberwachung neue Arbeitsmöglichkeiten schon für die nächste Zukunft bieten werden.

Sonnenwärme als Energiequelle.

Ein neuer Versuch zur praktischen Ausnutzung.

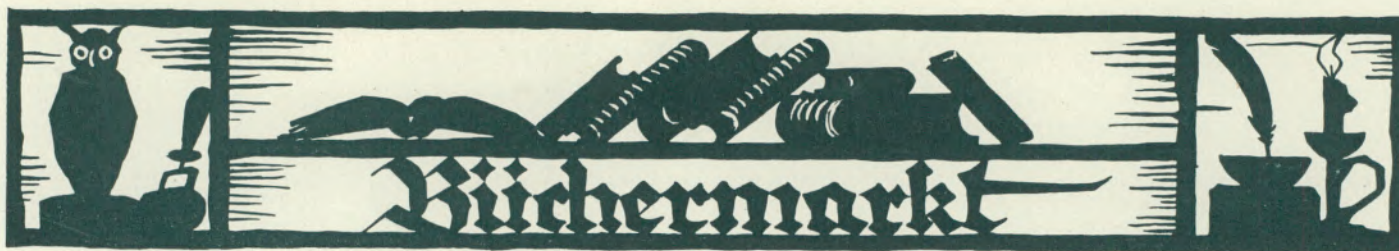
Aus einem Aufsatz in der „Kölnischen Zeitung“.

Die Ausnutzung der Sonnenwärme, der größten und unerschöpflichen Kraftquelle, ist ein Problem, mit dem sich schon viele Berufenen und noch mehr Unberufenen ausnahmslos mit sehrmäßigem Erfolg beschäftigt haben. Fast alle versuchten nur die nach dem ungeheuren langen Weg von 150 Millionen Kilometer von der Sonne auf die Erde ausgestrahlte Wärmemenge aufzufangen und durch Verdampfung geeigneter Flüssigkeiten in nutzbare Arbeit umzusetzen; erst in der neuesten Zeit wurde auch die naheliegende Möglichkeit eingehender erwogen, die im tropischen Meerwasser in Form von Wärme aufgespeicherten gewaltigen Energiemengen zu gewinnen.

In tropischen Gegenden beträgt die Meerestemperatur etwa 20 bis 25 Grad Celsius. Nimmt man an, daß diese Temperatur nur bis in die Tiefe von zwei Meter reicht, dann sind in einem einzigen Quadratkilometer Meeresfläche bereits 46 000 Kilowattstunden enthalten, die Tag und Nacht zur Verfügung stehen und sich ständig und kostenlos ergänzen. Für die technische Verwertung würde es sich daher darum handeln, die Wassermenge für die Verdampfung bei niedriger Temperatur siedender Flüssigkeiten in geeigneten Kraftmaschinen auszunutzen. Theoretisch ist dies zwar durchaus möglich, doch bereitet die niedrige Wassertemperatur, die nur ein geringes Wärmegefälle zuläßt, ganz erhebliche Schwierigkeiten, und hieran scheint auch ein in letzten Jahren bekannt gewordener amerikanischer Plan gescheitert zu sein, demzufolge man an geeigneten Stellen des Ozeans schwimmende Kraftwerke errichten wollte. Aber die neuesten Nachrichten erwecken doch den Anschein, als ob nunmehr die Nukleararmada der Meereswärme, wenn auch auf gänzlich anderem Wege, verwirklicht werden kann.

Kein geringerer als George Claude, der durch seine Kältetechnischen Arbeiten und Erfindungen international bekannte französische Physiker und Ingenieur, hat sich seit längerer Zeit ernsthaft mit der Aufgabe befaßt und eine Kraftzeugungsanlage entworfen, die ihn der Verwirklichung des Gedankens erheblich nähergebracht hat. Er ging dabei von der bekannten physikalischen Erscheinung aus, daß selbst lauwarmes Wasser von etwa 25 bis 30 Grad Celsius zu heftigem Kochen und Dampfbildung gebracht werden kann, wenn der auf der Flüssigkeit ruhende Luftdruck genügend vermindert wird. Seine erste Versuchsanordnung zur Bestätigung seiner theoretischen Erwägungen bestand aus einer gewöhnlichen, kleinen Laval-Dampfturbine, deren Einströmungsseite an ein mit Wasser von 28 Grad gefülltes Gefäß angeschlossen war, während die Ausströmungsseite in ein gleich großes, mit Eisstücken angefülltes Gefäß endete. Durch eine kleine Luftpumpe wurde dann der Luftdruck in beiden Gefäßen und der Turbine so stark gesenkt, daß das Wasser in heftiges Kochen geriet. Die entstandenen Dämpfe, allerdings von sehr geringer Spannung, entwichen dann in die Turbine, setzten diese in Bewegung und kondensierten beim Ausströmen in dem mit Eis gefüllten Gefäß. Claude begnügte sich nun nicht allein mit diesem Laboratoriumsversuch, sondern ließ in einem belgischen Stahlwerk im vergangenen Jahr eine größere Versuchsanlage bauen, um in praktischer Ausführung alle Einzelheiten seiner neuen Kraftanlage eingehend zu erforschen und zu erproben; die Ergebnisse waren so befriedigend und ermutigend, daß Claude und seine Gesellschafter sich zu einem größeren Versuch in den Tropen selbst entschließen konnten. Die Anlage wird nach den gleichen Grundsätzen arbeiten wie der Laboratoriumsversuch, nur wird das warme Verdampfungswasser aus der oberen Wasserschicht des Meeres, das kältere Kühlwasser dagegen vom Meeresboden in ununterbrochenem Strom durch besondere Rohrleitungen und Pumpen in die Kraftanlage gefördert.

Eine Studienreise zur Untersuchung der klimatischen und Wasser-Verhältnisse führte Claude nach Kuba, und es wurde beschlossen, dort die Versuchsanlage aufzubauen. Die schwierigste Aufgabe war, zunächst einen geeigneten Platz aufzufinden, der alle den vielartigen Anforderungen Genüge leisten konnte. Zu diesem Zweck wurden von einem Schiff aus durch Echolotungen die Meerestiefen ermittelt, die zwischen 25 und 1250 Meter schwankten, und die Wassertemperaturen und Strömungen untersucht. Es zeigte sich bald, daß fast überall in Küstennähe der Meeresboden terrassenartig absteigt, um bei 20 bis 40 Meter Tiefe fast plötzlich bis zu 200 Meter Tiefe abzufallen. Da nun die Kraftmaschinen an Land aufgestellt werden sollen, das Seewasser also in großen Röhren bis dorthin geführt werden muß, waren weitere Messungen zum Auffinden einer günstigeren Bodengegestaltung erforderlich, die endlich in der Bai von Matanzas, etwa 100 Kilometer östlich von Havanna, eine geeignete Stelle erkennen ließen. Sehr günstig ist dort auch die Wasserströmung, die an dieser Stelle kaum 9,5 Knoten in der Stunde erreicht. Die Kraftmaschinen selbst werden schon in aller nächster Zeit nach Havanna geschafft werden, die Rohrleitung ist zur Zeit im Bau. Man hofft, wenn nicht unvorhergesehene Störungen eintreten, die ersten Versuche noch in diesem Jahr vornehmen zu können, um dann bei zufriedenstellenden Ergebnissen zur Errichtung eines im Verhältnis zu der gewaltigen im Ozean aufgespeicherten Wärmemenge immerhin noch sehr bescheidenen Kraftwerks von 12 000 Kilowatt zu schreiten.



Paul Brandt, Sehen und Erkennen. Eine Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung. 6. erweiterte Auflage, 50. Tausend. 480 Seiten Großoktav mit 784 Abbildungen und 16 Farbentafeln. In Ganzleinen gebunden 18 RM. In Halbleder gebunden 24 RM.

Paul Brandt, Schaffende Arbeit und Bildende Kunst. I. Im Altertum und Mittelalter. 340 Seiten Großoktav mit 460 Abbildungen und 2 Farbentafeln. II. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 364 Seiten Großoktav mit 442 Abbildungen und 8 Farbentafeln. In Ganzleinen gebunden je 18 RM.

Paul Schulze-Naumburg hat vor einem Menschenalter die Läuterung des deutschen Geschmacks und die Abkehr von der Materialverlogenheit dadurch herbeigeführt, daß er uns in drastischen Gegenüberstellungen von gutem Alten und schlechtem Neuen „sehen und erkennen“ und damit empfinden lehrte, was in der Baukunst gut und was böse sei. Paul Brandt in Bonn hat sich in seinem Werk „Sehen und Erkennen“, das von allen bis dahin üblichen Kunstbetrachtungen sich abwendet, ebenfalls des vergleichenden Prinzips bedient und damit — als das Buch 1910 zuerst erschien und nachdem es nunmehr mit der 6. Auflage in das zweite Fünftzigtausend eintritt — einen ähnlichen Erfolg gehabt wie der Köfener Maler-Architekt mit seinen epochenmachenden Schriften. Durch übersichtliche Gegenüberstellung vorzüglicher Abbildungen von Werken der bildenden Kunst, die Vergleichsmomente bieten, sei es formaler oder gegenständlicher Natur, die eine fortlaufende Entwicklung darstellen oder gegensätzlich zueinander stehen, die gleichen oder verschiedenen Zeiten, Völkern und Kulturkreisen entstammen, erhält das Werk Brandts eine so eindringliche Wirkung, eine solch sichere Schlagkraft, wie sie von keiner bisherigen Kunstgeschichte auch nur annähernd erreicht worden ist. Auch der Kunstfreund, der zu den Kunstwerken der Vergangenheit und Gegenwart in einem vertrauten Verhältnis steht, erkennt in diesem Buche das, was er längst vermisse, vergeblich suchte, dessen Aufgaben und Ziele er dunkel fühlte. Es leitet ihn an zu kunstgeschichtlichem Sehen, zu selbständigem Urteil und tiefgehendem Verständnis für die beherrschenden Stileigentümlichkeiten eines Motivs, einer Komposition, einer Technik. Erstauslich ist, mit welch sicherem Griff Brandt die verwirrend große Stofffülle in 800 Abbildungen meistert, wie er von der ägyptischen Kunst über den Expressionismus bis zur „neuen Sachlichkeit“ zueinander gehörige Werke der Baukunst, Plastik und Malerei einander gegenüberstellt. Mit Staunen findet selbst der Kunstfreund, der gewohnt ist, sich mit künstlerischen Fragen auseinanderzusetzen, Zusammenstellungen und Vergleichsmöglichkeiten, an die er nie gedacht hätte; selbst er, der sich doch in mancher köstlichen stillen Stunde in die ihm heilige und liebe Kunst versenkt hat, fühlt, daß ihm viel Neues abgeht, daß ihm für manches schon Bekannte erst richtig die Augen geöffnet werden, daß sein eigenes Sehen und sein wertendes Erkennen sich weiten, vertiefen. Die Erläuterungen, die Brandt gibt, sind in ihrer Gedrängtheit und Sachlichkeit, in ihrer feinen Sprache wundervoll, vornehm temperiert und gerade deshalb eindringlich und überzeugend. So groß ist des Verfassers Gabe, aus dem Sehen zum Erkennen und Fühlen zu führen, daß mancher, der sich bisher nicht in die Äußerungen der neuesten Kunst hineinfühlen konnte, nun an Brandts führender Hand in den Werken des Expressionismus und der neuen Sachlichkeit nicht mehr unbedingt und nur ein wildes Gebaren, ein schwankendes Nichtwissen was oder gar eine schänderische Verhöhnung und Herabwürdigung der Kunst sehen wird, sondern zu dem Erkennen und Empfinden gelangt, daß auch hier ein vom Zeitgeist getragener, aus ihm geborener Kunstwille sich offenbart. Nachdem Brandt sachlich und würdig sich mit dem Futurismus, Kubismus, Expressionismus und mit allen Extremen der Kunst auseinandergesetzt hat — wobei er Grenzen und Werte mit erfrischender Klarheit festlegt, ohne indessen je verlezend zu werden —, setzt er an den Schluß des Werkes nach den Bildern der Picasso, Rohlfes, Chagall, Meidener, Feininger, Kandlitz, Dix, Archipenko, Lipchitz, Herzog, Belling den „Fahnenchwinger“ von Albrecht Dürer und sagt dazu wundervolle Worte, von denen auszugswiese nur einige angeführt seien:

„Vom Standpunkt der deutschen Kunst haftet all diesen modernen Richtungen ein Mangel an: sie sind international . . . ; die gleichfalls internationale neue Sachlichkeit kommt wenigstens dem künstlerischen Charakter des Deutschen besonders entgegen. Sovienig freilich die deutsche Kunst sich ihrer nationalen Eigenart entäußern darf, so wenig darf sie sich deutschümelnd in sich selbst verschließen. Ihr Heil liegt vielmehr in der Verschmelzung des angeborenen ‚gotischen‘ Geistes mit dem im weitesten Sinne ‚griechischen‘, wenn anders der ihr innewohnende Drieb zur Verinnerlichung nicht zur Zersplitterung, sondern zur organischen Einheit führen soll. Keiner hat um diese Verschmelzung ernster, keiner glühender gerungen als Albrecht Dürer. Keiner sie vollkommener erreicht. Man sehe seinen Fahnenchwinger! . . . Ich wüßte kein schöneres Symbol für das, was die Kunst unserm Volke einst war und was sie hoffentlich wieder einmal sein wird: der tiefe Ausdruck des eigenen Lebensinhaltes in geläuterter, letzten Endes von der Antike abgeleiteter Form.“

Daß dieser fein empfindende Kunstführer, dieser Kunstlehrer im besten Sinne des Wortes uns nun nach diesem ersten Werk in einem zweiten die „Schaffende Arbeit und bildende Kunst“ schildert, das ist ein ganz besonderer Glücksfall für das deutsche Volk, ein ganz besonderes Verdienst dieses Mannes, der die Arbeit nicht nur aus künstlerischen Darstellungen in Museen und Bibliotheken, sondern aus seinem früheren Düsseldorf Wirkungskreis heraus genau kennengelernt hat. Düsseldorf hat Pate bei diesem Buche gestanden, als der Verfasser einige Jahre vor dem Krieg auf Veranlassung der Stadt und der Handelskammer Düsseldorf eine Reihe öffentlicher Vorträge gehalten hatte. Die Wahl des Themas erleichterte ihm der Gedanke: Düsseldorf ist die Stadt der Arbeit und der Kunst — und so sprach er über die Arbeit in der Kunst. In Bonn verarbeitete und vollendete er später diese Vorträge zu dem vorliegenden Werk, das zwei Bände umfaßt.

Von Ägypten ausgehend, dessen hochentwickeltes Kulturleben — die Arbeit ist ja Grundlage und Mittelpunkt aller Kultur — in zahlreichen Bildern von der Arbeit lebendig vor uns tritt, über Griechenland, Rom, über die Bibel oder vielmehr über die Arbeitsmotive der Genesis führt er uns im ersten Teil bis zum Mittelalter, im zweiten von da bis zur Neuzeit. Ein überwältigend reiches Bildmaterial, das zum allergrößten Teil den weiteren Kreisen des deutschen Volkes wohl völlig unbekannt sein dürfte, vermittelt uns neben dem vorzüglichen, trotz strenger Wissenschaftlichkeit gemeinverständlichen Text einen außerordentlich tiefen Einblick in alle Gebiete der Arbeit, des öffentlichen und privaten Lebens aller Zeiten und Völker. Auch in diesem Buche glaubt man wieder, wie in seinem „Sehen und Erkennen“ Dinge zum erstenmal zu sehen, die man vielleicht schon einmal oder gar oft gesehen hat, weil alles von einer vorzüglichen Anschaulichkeit, so greifbar klar, so sichtbar und so schön ist. Der zweite Band mit den Industriebildern der neuen und neuesten Zeit ist von überwältigendem Eindruck und bietet unendlich reiche Anregung: Millet, Meunier, Menzel, Segantini, Hodler, Liebermann, Nauen, Munch bis zu Käthe Höhn, von dem „Das Werk“ schon in seinen ersten Jahrgängen manche Arbeit veröffentlicht hat. Auch dieses Buch klingt wieder aus in Worte echten, treuen, deutschen Empfindens: „ . . . so darf nach so viel harten Prüfungen und Enttäuschungen . . . unser Volk hoffen, durch die Kraft seines Geistes und die Arbeit seiner Hände jenes faustische Ziel („Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“) zu erreichen, als freies Volk auf freiem Grund zu stehen!“

— ei —

L. Franz, Vorgeschichtliches Leben in den Alpen. Wien 1929. Verlag Anton Schroll & Co., Wien.

Auf 84 Großoktavseiten gibt Verfasser ein höchst anschauliches und vielgestaltiges Bild vom urzeitlichen Wirtschaftsleben in den Alpen. Er zeigt an Hand bedeutsamer Funde von Höhlen mit Feuerstellen, Waffen und Tierresten, wie der Mensch bereits vor dem Hereinbrechen der letzten großen Vereisung ins Gebirge ging, nicht als Vergnügungstourist, sondern als Jäger des Höhlenbären, um dann seit dem Ende des Neolithikums als Bergmann die Schätze der Berge an Kupfer, Salz, Eisen, Gold und Blei auszubeuten und in rastloser, Jahrtausende währendender Arbeit die Grundlage zu schaffen, „auf der allmählich unsere eigene stolze Kultur erwachsen konnte“. 82 Abbildungen begleiten den instruktiven, vorzüglich geschriebenen Text.

Dr. H. Popp.

Der Sportmonat.

Ein Rückblick auf die Zeit vom 16. September bis 15. November 1929.

22. 9. 1929. Bei der internationalen Ruderregatta in Amsterdam erringt der Deutsche Flinsch (Frankfurter R.V. 75) den Sieg im Einer und gewinnt damit den Kampf um den Hollandbecher. Einen weiteren Sieg kann Deutschland im Doppelzweier durch den R.V. Altwerder Magdeburg mit der Besatzung Buchs-Düsterloh buchen.
22. 9. 1929. Einen neuen Weltrekord im 50-Kilometer-Gehen stellt in München bei den süddeutschen Gehermeisterschaften der Titelverteidiger Reichel (Bayerischen München) mit 4 : 33 : 10 Stunden auf. Der alte Rekord stand auf 4 : 34 : 03 Stunden und wurde von Siebert (Neukölln) gehalten. — Bei der gleichen Veranstaltung stellt der Münchener Kapp mit 1 : 26 : 57,8 Stunden einen neuen deutschen Rekord im 25-Kilometer-Laufen auf. Alter Rekord 1 : 27 : 09 Stunden von Pürsten (Leipzig).

29. 9. 1929. Der vom Deutschen Luftfahrt-Verband veranstaltete Zuverlässigkeitsflug für Leichtflugzeuge unter Führung deutscher Amateurlieger findet seinen Abschluß. Von 35 Bewerbern können 21 die Gesamtstrecke einwandfrei erledigen gegenüber vier Teilnehmern unter 40 bei der vorjährigen Veranstaltung, ein Zeichen für den bedeutenden Fortschritt des deutschen Sportfluges.

29. 9. 1929. In Brüssel-Harem wird der internationale Leichtflugzeugwettbewerb um den Belgischen Königspokal beendet. Pokalsieger wird der einzige deutsche Teilnehmer Robert Lusser auf einem Klemm-Daimler-Endecker L 25. Lusser hat damit den Königspokal zum zweitenmal gewonnen.

30. 9. 1929. Beim internationalen Gordon-Bennett-Rennen der Freiballone in den Vereinigten Staaten bleibt der amerikanische Ballon „Goodyear VIII“ mit einer Strecke von 347 Meilen Sieger. Insgesamt waren für das Rennen zehn Ballone gemeldet, und zwar von Amerika, Argentinien, Belgien, Dänemark, Deutschland und Frankreich.

1. 10. 1929. Eine hervorragende Langstreckenleistung stellt in Buenos Aires der Argentinier Fribas auf, indem er 30 Kilometer in 1 : 45 : 25 Stunden läuft. Die Strecke wird allerdings in der Weltrekordliste nicht offiziell geführt.

6. 10. 1929. Durch einen Sieg mit 79,5 : 71,5 Punkten gewinnen die Vertreter der deutschen Leichtathletik in Tokio den Länderkampf gegen Japan. Doppelsiege erringen Eldracher im 100- und 200-Meter-Lauf und Dr. Pelzer im 800- und 1500-Meter-Lauf. Der 400-Meter-Lauf fällt an Stoiz, das Kugelstoßen an Hirschfeld und das Speerwerfen an Molles. Auch in der Schwedenstaffel und in der 4 × 200-Meter-Staffel bleiben die Deutschen überlegen.

13. 10. 1929. Der Frankfurter Sprinter Dr. Wichmann läuft bei einem Schaukampf in Osaka 200-Meter-Hürden in der neuen deutschen Rekordzeit von 24,1 Sekunden und verbessert damit den bestehenden Rekord um 4 Zehntelsekunden.

13. 10. 1929. Seine eigene deutsche Höchstleistung im 100-Meter-Rückenschwimmen unterbietet bei einem nationalen Wettschwimmen in Altona der deutsche Meister Küppers um 1,1 Sekunden, indem er die Strecke in 1 : 09,8 Minuten zurücklegt. In Anbetracht der schwierigen Bahn handelt es sich um eine ganz hervorragende Leistung.

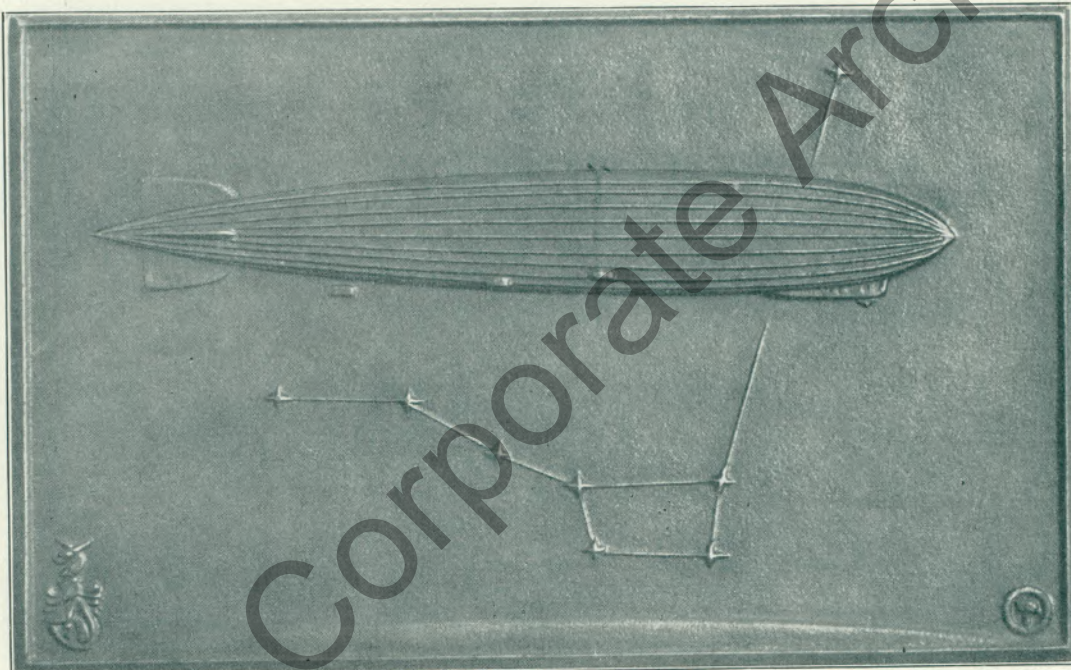
14. 10. 1929. Der Olympiasieger Isuruta (Japan) verbessert den bisher von Erich Rademacher mit 2 : 48 Minuten gehaltenen Weltrekord im 200-Meter-Brustschwimmen mit einer Leistung von 2 : 45 Minuten.

17. 10. 1929. Hervorragende Leistungen vollbringen die auf einer Ostasienreise befindlichen deutschen Leichtathleten anlässlich eines Sportfestes in Keijo auf Korea. Bei leichtem Rückenwind läuft Eldracher 100 Meter in 10,3 Sekunden. Der Rekordmann im Stabhochsprung Wegener erreicht als erster Deutscher die 4-Meter-Grenze. Im 200-Meter-Lauf siegt Dr. Wichmann, im 400- und 1500-Meter-

Lauf Dr. Pelzer, im 800-Meter-Lauf Böcher, im 110-Meter-Hürdenlauf Trosbach, im Kugelstoßen Hirschfeld und im Speerwerfen Molles. Auch die 4 × 100-Meter-Staffel wird von den deutschen Vertretern gewonnen. Bei der gleichen Veranstaltung stellt die japanische Olympiasiegerin Iri. Hito mi mit 24,9 Sekunden im 200-Meter-Lauf und mit 6,07 Meter im Weitsprung neue Weltrekorde für Frauen auf.

19. 10. 1929. Zum sechsten Male wird auf der traditionellen 2000-Meter-Strecke der Ruderkampf im Achter zwischen der Technischen Hochschule Charlottenburg und der Universität Berlin ausgetragen. Mit drei Längen Vorsprung gewinnt die Universität.

20. 10. 1929. Vor ihrer Rückreise nach Europa starten die deutschen Leichtathleten noch einmal auf ostasiatischem Boden in Mukden.



Zeppelin-Plakette.

Eisenkunstguß des Lauchhammerwerkes, Lauchhammer/Es. (Mitteldeutsche Stahlwerke AG.).

Hierbei stellt Wegener mit 4,02 Meter im Stabhochsprung wieder einen neuen deutschen Rekord auf. Auch in den übrigen Wettbewerben bleiben die Deutschen bei den bisher gezeigten guten Leistungen.

20. 10. 1929. Im Dünengebiet von Rossitten stellt der Segelflieger Dinort mit 14,45 Stunden einen neuen Dauerweltrekord auf. Er verbessert hierdurch die alte Bestleistung, die von dem inzwischen tödlich abgestürzten Ferdinand Schulz an der gleichen Stelle aufgestellt wurde, um 38 Minuten.

24. 10. 1929. Der Wanderpreis des Deutschen Luftfahrt-Verbandes für Freiballone wird von Münchritz bei Riesa ab ausgespielt. Sieger bleibt der Ballon „Bitterfeld IX“ unter Führung des bekannten Ballonfahrers Robert Petschow mit 375 Kilometer Strecke bei 15½ Stunden Fahrtdauer.

27. 10. 1929. Der Leipziger Flugzeugführer Kurt Simon legt auf der Meßstrecke Schleudis-Deßau-Leipzig auf einem Klemm-Galmson-Leichtflugzeug 1707 Kilometer zurück und stellt hierdurch einen neuen Weltrekord im Streckenflug über geschlossene Bahn für Leichtflugzeuge auf. Der alte Rekord stand auf 1601 Kilometer.

3. 11. 1929. Bei den internationalen Jubiläumswettkämpfen des Schwimmvereins Ruhrtort verbessert Küppers (Biersen) seine eigene deutsche Höchstleistung im 100-Meter-Rückenschwimmen von 1 : 09,8 auf 1 : 09 Minuten. Er steht damit nur um 0,8 Sekunden hinter dem Weltrekord des Amerikaners Rojac.

Die Werksjugend des Schalker Vereins (Vereinigte Stahlwerke AG.) errang innerhalb der Jugendgruppen der Deutschen Turnerschaft in der Spielserie 1928/1929 folgende Meisterschaften:

Bezirksmeister im Fußball,
Bezirks- und Gaumeister im Handball
Gau- und Kreismeister im Fußball.

Technische Gedenktage.

3. 12. 1888 starb zu Jena Carl Zeiß, der Begründer der Zeißwerke. Er gründete im Alter von 30 Jahren in Jena eine feinmechanische Werkstätte, und, veranlaßt durch den Mediziner Schleiden, wendete er sich dem Bau von Mikroskopen zu. Er verband sich später mit Ernst Abbe, der die wissenschaftlichen Grundlagen für die Ausgestaltung der Mikroskope gab.

den gleichen Gedanken der Sodaherstellung hatten, so gebührt Leblanc das Verdienst, eine wirkliche Sodaindustrie geschaffen zu haben. Das hat auch im Jahre 1836 die französische Akademie bestätigt und Leblanc als den alleinigen Erfinder der künstlichen Sodaherstellung anerkannt. Leider wurde die Erfindung Leblancs durch die Französische Revolution sehr beeinträchtigt, so daß er nur ungenügend entschädigt



Aus dem „Flugsport“.

Der erste Menschenflug auf einem Motorflugzeug.

Originalaufnahme.

Wilbur Wright (liegend) fliegt auf dem gemeinsam mit seinem Bruder Orville konstruierten Doppeldecker in den Dünen von Nordkarolina.

4. 12. 1864. Todestag von John Fowler. Er ist der Vater der mechanischen Urbarmachung des Landes. Zunächst arbeitete er mit von Pferden gezogenen Pflügen, erkannte aber bald die Vorteile, die ein Dampfpflug haben würde, und richtete nun sein ganzes Denken auf die Lösung dieser Frage. Nach langen Schwierigkeiten konnte er auf der landwirtschaftlichen Ausstellung zu Chester im Jahre 1858 seinen ersten Dampfpflug ausstellen, der ihm einen Preis von 500 Pfund Sterling einbrachte. Fowler verwendete bei seinem Pflug eine ortsfeste Maschine, die den Pflug mit Seilen hin und her zog. 1860 verbesserte Fowler seinen Pflug durch Einführung des Zweimaschinensystems. Im In- und Auslande wurden damals die Fowlerschen Pflüge sehr viel gekauft. Bemerkte sei noch, daß für Fowler der deutsche Dichteringenieur Max Eyth in Ägypten, Amerika und Rußland tätig war, der seine Erinnerungen in dem bekannten Buche „Hinter Pflug und Schraubstock“ niederlegte.
5. 12. 1913 starb zu Troisdorf der Begründer des Fassoneisenwalzwerks L. Manstaedt & Co., Louis Manstaedt. Es ist das Verdienst dieses Ingenieurs, die Herstellung von Zier- und Profilleisten in vielfältigster Weise entwickelt zu haben. Wie sehr die Erzeugnisse Manstaedts in der Öffentlichkeit bekannt geworden sind, geht wohl daraus hervor, daß man alle diese kleinen Profileisen heute mit dem Namen „Manstaedteisen“ belegt.
6. 12. 1742 wurde Nicolas Leblanc geboren. Er studierte Chemie und bewarb sich im Jahre 1780 um den von der französischen Akademie ausgesetzten Preis für die Erfindung des Verfahrens zur Darstellung künstlicher Soda. Wenngleich schon andere vor oder mit Leblanc

wurde und sich später vergeblich bemühte, wieder in den Besitz seiner Rechte zu gelangen. Als ihm alles aussichtslos erschien, endete er im Jahre 1806 durch Selbstmord.

7. 12. 1894 starb Ferdinand von Lesseps, der den Plan einer Verbindung des Roten Meeres mit dem Mittelländischen Meer (Suezkanal) energisch verfolgt hat. Auf Grund seiner guten Beziehungen zum Vizekönig von Ägypten erhielt er die Konzession zum Bau dieses Kanals. Das ist sein Verdienst. Nicht aber ist Lesseps der eigentliche Erbauer des Kanals gewesen. Die technische Ausgestaltung ist vielmehr das Verdienst von Alois von Negrelli. Am 16. November d. J. waren 60 Jahre seit der Einweihung des Suezkanals vergangen.
9. 12. 1867. Todestag von Nicolaus von Dreyse. Von Beruf Schlosser, bereiste er Deutschland und Frankreich und errichtete nach seiner Rückkehr, zusammen mit dem Kaufmann Kronbiegel, eine Kleinfabrik. 1824 erhielt er ein Patent auf die Anfertigung von Zündhütchen. Seine bedeutendste Erfindung ist das Zündnadelgewehr. 1833 wurde von ihm das erste, von hinten zu ladende Zündnadelgewehr gebaut. Wenige Jahre später gründete er in Sommerda, seiner Heimat, eine Gewehr- und Munitionsfabrik, die große Ausdehnung gewann, da sich das gesamte Kriegswesen der damaligen Zeit auf das Zündnadelgewehr umstellte. Ende der vierziger Jahre wurde die preussische Armee damit ausgerüstet. Dreyse wurde wegen seiner Verdienste in den Adelsstand erhoben.
10. 12. 1896 starb Alfred Bernhard Nobel. Er führte mit seinem Vater und seinem Bruder das Nitroglycerin als Nobelsches Sprengöl in die Technik ein. Wegen der Gefährlichkeit dieses Spreng-

mittels hatte Nobel sehr viele Schwierigkeiten zu überwinden. Nobel erkannte, daß die flüssige Form des Nitroglycerins die Quelle seiner Gefährlichkeit war, und entdeckte im Jahre 1867 durch Zufall in der Kieselgur ein Mittel, um das Nitroglycerin ungefährlicher zu machen. Das neue Erzeugnis, „Dynamit“ genannt, machte Nobel weltberühmt. Da die Kieselgur wegen ihrer Unverbrennlichkeit kein ideales Bindemittel für Nitroglycerin war, gelang es Nobel, in der Nitrozellulose einen Stoff zu finden, um das Nitroglycerin in einer Gelatine zu verfestigen. So seltsam es klingen mag, war Nobel trotz seiner Erfindungen auf kriegstechnischem Gebiete ein großer Friedensfreund. Durch sein Testament bestimmte er, daß die Zinsen seines großen Vermögens den jeweilig bedeutendsten Vertretern der Physik, Chemie, Physiologie und Medizin, Literatur und Friedensbewegung zufallen sollten.

12. 12. 1849 starb in London Marc Isambard Brunel, ein vielseitiger Ingenieur. Als geborener Franzose trat er mit 17 Jahren in die französische Marine ein, mußte aber 1793 wegen der Revolution nach Amerika fliehen. Dort betätigte er sich hauptsächlich als Bauingenieur. Weiter konstruierte er Maschinen zur Herstellung von Flaschenzugblöcken, die im Jahre 1801 in England patentiert wurden. Durch diese Maschinen konnte sehr viel Handarbeit gespart werden, so daß der Stückpreis für die Fertigerzeugnisse ganz besonders herabgesetzt werden konnte. Die englische Regierung soll durch diese Erfindung im ersten Jahre ihrer Anwendung rund 14 000 Pfund gespart haben. Weitere Erfindungen Brunels sind eine Strickmaschine, eine Schreib- und Zeichenvorrichtung, eine Vorrichtung zum Aufwickeln von Garn für Baumwollfabriken usw. Brunel hat nie großen Gewinn aus seinen Erfindungen gezogen. Er kam sogar 1821 ins Schuldgefängnis. Nachdem ihn seine Freunde durch eine Stiftung der englischen Regierung befreit hatten, beschäftigte er sich hauptsächlich mit dem Bau eines Kanals unter der Themse zwischen Rotherhithe und Wapping.
13. 12. 1863. Todestag von Charles Christofle. Er wendete im großen Maßstabe die galvanische Vergoldung und Versilberung an

und erreichte damit in der Schmuckindustrie große Erfolge. Das von ihm gelieferte galvanisch versilberte Neusilber mit zwei Prozent Silbergehalt ist als „Christofle Metall“ allgemein bekannt geworden.

17. 12. 1903 unternahmen die Gebrüder Wright zum ersten Male mit einem von Maschinenkraft getriebenen Flugzeug, das schwerer war als Luft, einen Flug, der 12 Sekunden dauerte. Vorher hatten die Brüder, veranlaßt durch Lilienthal, Gleitflüge unternommen, bis sie es im Jahre 1903 wagten, erstmalig die Maschinenkraft anzuwenden.
26. 12. 1870 erfolgte der Durchschlag des Mont-Cenis-Tunnels. Der Entwurf dieses Tunnels stammt aus dem Jahre 1856. Zunächst geschah der Ausbau durch gewöhnliche Handarbeit, an deren Stelle zu Anfang des Jahres 1861 die Maschinenarbeit trat. Sehr günstig für die Bauarbeiten war die Anwendung von Preßluft. Dem Physiker Daniel Colladon in Genua gebührt das Verdienst, Preßluftmaschinen für Bohrzwecke entwickelt zu haben. Die gesamte Länge des Tunnels beträgt über 12 km, und er hat durch die verkürzte Verbindung zwischen Italien und Frankreich eine große volkswirtschaftliche Bedeutung erlangt.
28. 12. 1904. Todestag von Otto Adolf Ludwig Inge. Er wurde 1870 als Professor für Baukonstruktion und Wasserbau an die damals neugegründete Technische Hochschule zu Aachen berufen. In den siebziger und achtziger Jahren war Inge hauptsächlich tätig auf dem Gebiete des industriellen Eisenhochbaues. Am bekanntesten sind dabei die nach ihm benannten Behälter für Gase und Flüssigkeiten geworden, von denen er mehr als 400 im In- und Auslande gebaut hat. Auch hat er hervorragenden Anteil an der Bearbeitung und Herausgabe des „Deutschen Normalprofilbuches“, das 1881 zum ersten Male erschien. Seit 1890 etwa beschäftigte sich Inge hauptsächlich mit dem Bau großer Talsperren, unter denen besonders die in der Eifel gelegene Urfttalsperre mit 45 Millionen cbm Inhalt hervorgehoben werden soll.

Jahade.

Kurze Übersicht über die bedeutendsten Bucherschei nungen in der Industriedichtung.

(Literaturnachweis zu dem Aufsatz „Deutsche Arbeiterdichtung“ auf Seite 531—536.)

Romane, Novellen, Dichtungen.

Barthel, Max: „Arbeiterseele.“ Gedichte. Verlag E. Diederichs, Jena. 2,25 RM. „Überfluß des Herzens.“ Gedichte. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin. Karton. 0,50 RM., Halbleinen 0,90 RM., Halbleder 2 RM. — Bröger, Karl: „Der Held im Schatten.“ Roman. Verlag E. Diederichs, Jena. Geh. 2,50 RM., Leinen 4 RM. „Die vierzehn Nothelfer.“ Legenden. Bilder von R. Schiefl. Verlag F. Hendler, Berlin-Zehlendorf. Geb. 2 RM. „Der blühende Hammer.“ Gedichte. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin. Kartoniert 0,50 RM., Halbl. 0,90 RM., Leder 2 RM. — Engelke, Gerrit: „Rhythmus des neuen Europa.“ Gedichte. Verlag E. Diederichs, Jena. Geh. 3 RM., Leinen 4,80 RM. „Gesang der Welt.“ Gedichte und Tagebuchblätter. Herausg. von W. Oschilewski. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin. Karton. 0,50 RM., Leinen 0,90 RM., Leder 2 RM. — Grisar, Erich: „Das Herz der Erde hämmert.“ Dichtungen. Freidenker-Verlag. 0,40 RM. — Kämpchen, Heinrich: „Was die Ruhr mit sang.“ Verlag Hansmann & Co., Bochum, auch Arbeiterjugend-Verlag, Berlin. — Kurpiun, Robert: „Feierschicht.“ Ein Buch für junge Berg- und Hüttenleute. H. Handel's Verlag, Breslau. Geb. 5 RM. — „Das schwarze Weib.“ Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Geb. 6,50 RM. — Lersch, Heinrich: „Mensch im Eisen.“ Gesänge von Volk und Werk. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. Geb. 5 RM., Ganzl. 7 RM. „Abglanz des Lebens.“ Gedichte. Volksvereinsverlag, M. Gladbach. „Etern und Amboss.“ Gedichte. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin. Karton. 0,90 RM., Leinen 1,50 RM. „Herz! Aufkläre dein Blut.“ Gedichte. Verlag E. Diederichs, Jena. Brosch. 1,50 RM., geb. 2,25 RM. — Vollmer, Walter: „Das Rufen im Schacht.“ Novellen, Gedichte. Volksvereinsverlag, M. Gladbach. Geb. 4 RM. — Wieprecht, Christoph: „Nachtgesang.“ Verlag Schlinghoff, Essen. Roman. „Erde.“ Gedichte. Echo-Verlag, Duisburg. „Hammer und Schwert.“ Gedichte. Volksvereinsverlag

M. Gladbach. — Winkler, Josef: „Der Ruf des Rheins.“ Gedichte. Verlag Kloppe & Schröder, vorm. Saalek-Verlag, Köln. „Eiserne Sonette.“ Sonette. Insel-Verlag, Leipzig. — Wohlgemuth, Otto: „Schlagende Wetter.“ Dichtungen. G. D. Baedeker-Verlag, Essen. — Wurmbach, Adolf: „Die schwarze Stadt.“ Gedichte. Verlag Deutelmöser, Hagen. — Zech, Paul: „Das schwarze Revier.“ Gedichte. Musarion-Verlag. Auch Arbeiterjugend-Verlag, Berlin.

Gedichtsammlungen.

Bröger, Karl: „Jüngste Arbeiterdichtung.“ Arbeiterjugend-Verlag, Berlin. 0,90 RM. — Droop, Fritz: „Arbeiterdichtung.“ Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel. 0,40 RM. — Haas, Wilhelm: „Antlitz der Zeit.“ Wegweiser-Verlag, Berlin. Geb. 6 RM. — Meier, John: „Bergreihen.“ Ein Liederbuch des XVI. Jahrhunderts. Nach den ältesten Drucken. Verlag Max Niemeyer, Halle a. S. 1,80 RM. — Wohlgemuth, Otto: „Ruhrland.“ Dichtungen werktätiger Menschen. Verlag Baedeker, Essen. — Zytur, Bernhard: „Das Land der tausend Feuer.“ Hellwegbücher a. d. Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1,10 RM.

Referate.

Bab, Julius: „Arbeiterdichtung.“ Volksbühnen-Verlag G. m. b. H., Berlin. 1,20 RM. — Dessauer, Friedrich: „Philosophie der Technik.“ Verlag Fr. Cohen, Bonn. Geh. 5 RM., geb. 7 RM. — Raug, Heinrich: „Im Schatten der Schöte.“ Versuche zur Seelenkunde der Industriegeneration. Verlag Benzinger & Co., Einsiedeln. Geh. 5 RM., geb. 6 RM. — Lilje, Hanns: „Das technische Zeitalter.“ Furchen-Verlag, Berlin. Geb. 6 RM. — Sauerland, Hans: „Die Seele des Industriearbeiters.“ Verlag F. Borgmeyer, Hildesheim. 1 RM.



Fortschritte der Technik



Die Propellerlokomotive. — Der Siegeslauf nichtrostender Stähle. — Baumwolle als Straßenpflaster. — Von schwimmenden Tranfabriken und Eiskellern. — Kohle aus Gas. — Batterien als Förderer der Kohleverwertung.

Es vergeht kein Monat, in dem nicht das Streben des Menschen, Raum und Zeit zu überwinden, sehr beachtenswerte Erfolge erzielt. Die schweizerischen Bundesbahnen haben jetzt ihre Höchstgeschwindigkeit von 90 auf 100 Kilometer erhöht. Auch das Raketenproblem hat wieder einige neue Etappen erreicht. Fritz von Opel hat in den letzten Wochen den ersten erfolgreichen Flug mit einem durch Raketen angetriebenen Flugzeug ausgeführt. Der wissenschaftliche Verfechter des Raketenprinzips, Professor Oberth, weilt in Berlin, um dort die Vorbereitungen für die erste Raumrakete zu leiten. — Auf der Eisenbahnstrecke zwischen Burgwedel und Celle, die durch die Raketenversuche Fritz von Opels schon bekannt geworden ist, hat man Anfang Oktober den Propellerwagen einer Flugbahngesellschaft erprobt, mit dem Geschwindigkeiten von etwa 100 Kilometer erzielt wurden. Der Antrieb erfolgt durch zwei Motoren von 250 PS, die einen Zug- und einen Druckpropeller antreiben; Start und „Landung“ vollzogen sich glatt und ohne Schwierigkeiten. Ein Beweis, wie schnell in unserer Zeit Utopien zur Wirklichkeit werden können.

Im Bauwesen vollziehen sich Umwälzungen viel langsamer als im Verkehrswesen, weil dieser Zweig der Technik viel unmittelbarer mit dem Boden verbunden ist und auch wie dieser dem Wechsel der Jahreszeiten unterliegt. Bemerkenswert sind trotzdem die raschen Fortschritte, die in der letzten Zeit der Stahlbau macht. Da der Stahl das tragende Element im Bauwerk ist, haben die Baustoffe für die Wände nur mehr den Zweck, als Füll- und Isoliermaterial zu dienen.

Einen bemerkenswerten Aufschwung nimmt zur Zeit die Verwendung des nichtrostenden Stahles in der Architektur. Die bereits vorliegenden Erfahrungen haben gelehrt, daß dieses Material praktisch keinerlei Instandhaltung erfordert und sich durch den platinartigen Glanz architektonisch sehr schöne Wirkungen erzielen lassen. Es eröffnet sich damit dem nichtrostenden Stahl ein außerordentlich weites Absatzgebiet. Der Stahl verdrängt also in diesem Falle die Nichtstahlmaterialien, insbesondere Kupfer, Messing usw. An sich kann es nur erwünscht sein, wenn es gelingt, das Kupfer auf gewissen Gebieten zu ersetzen, denn die mit Riesenschritten fortschreitende Elektrifizierung verschlingt Unmengen von Kupfer. Selbst in Ingenieurkreisen dürfte die Feststellung der amerikanischen Kupfer- und Messingforschungsstelle Überraschung hervorrufen, wonach bei einem modernen Schiff nicht weniger als 10 % des Gewichtes auf den Werkstoff Kupfer entfallen, die sich zur Hälfte auf die elektrische Ausrüstung, zur Hälfte auf Armaturen usw. verteilen.

In keinem Zweige des Bauwesens haben sich neue Baustoffe in solchem Umfange eingeführt wie im Straßenbau, was bei den steigenden Anforderungen des Automobilwesens kein Wunder ist. Daß man jedoch Baumwolle im Straßenbau verwenden sollte, wird jedem als ein schlechter Witz erscheinen, der an die verhältnismäßig geringe Haltbarkeit baumwollener Gewebe denkt. Es ist jedoch dieser Vorschlag ganz ernsthaft gemacht worden auf der Tagung der „International Cotton Federation“ in Barcelona. Nach den Ermittlungen des Instituts soll ein Spezialbaumwollgewebe als Zwischenlage zwischen der Unter- und Oberschicht im Betonstraßenbau verwendet werden. Die Absatzmöglichkeit für dieses Erzeugnis innerhalb der nächsten fünf Jahre wird auf fünf Millionen Quadratyards geschätzt. Für Landstraßen wird ein anderes Gewebe vorgeschlagen als Unterlage für Leer, Asphalt usw. Es ist bemerkenswert, daß diese Versuche eigentlich nicht vom Straßenbau selbst ausgehen, sondern der Suche nach neuen Absatzgebieten für Baumwolle entspringen sind. Es ist also offenbar zunächst noch der Wunsch der Vater des Gedankens.

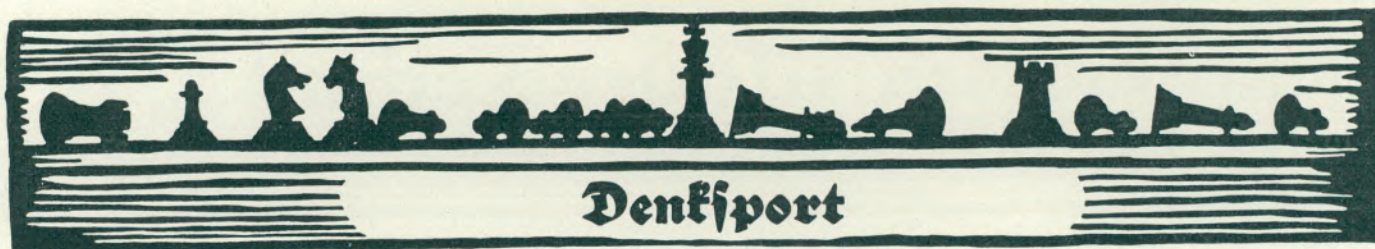
Der Walfang liefert mit dem Walöl einen sehr begehrten Rohstoff für die Margarine- und Seifenindustrie, und es steigt die Nachfrage nach diesem Material dauernd. Infolge des intensiven Ganges haben sich die Wale längst von den Küsten zurückgezogen, so daß Umstellungen in der Fangmethode notwendig waren, die es ermöglichen, dem Wal ins freie Meer zu folgen. In den letzten Jahren sind Norwegen, England und Amerika, die führenden Länder im Walfang, dazu übergegangen, Mutterschiffe herzurufen, welche die gefangenen Tiere sofort auf See zu verwerten in der Lage sind. Bis zu sechs Gangschiffe arbeiten mit einem Fabriksschiff zusammen, und es ist mit den modernen Methoden eine fast restlose Verarbeitung des Tierkörpers möglich. In jüngster Zeit sind nun Bestrebungen im Gange, die gleiche Methode auch für den eigentlichen Fischfang einzuführen. Auch hier müssen sich die Fischer

immer weiter von dem Heimathafen entfernen, um reiche Fischgründe zu erreichen. Die Nordsee z. B. ist so verarmt an Fischen, daß die deutschen Fischdampfer zum Teil bis nach Island fahren müssen. Die langen Anmarschwege beeinträchtigen nicht nur den Ertrag des Fischfanges, sondern die leichte Verderblichkeit der Fische macht sich auch auf der langen Rückfahrt sehr bemerkbar. An den Küsten Nordafrikas und im Mittelmeer gibt es noch sehr reiche Fischgründe, welche einfach deshalb nicht für den Menschen nutzbar gemacht werden können, weil die Fische bei den dort herrschenden Temperaturen verderben würden, ehe sie an entferntere Häfen kämen. Der Gedanke ist nun der, einer Fischdampferschlotte ein Fabriksschiff mitzugeben, an das die Fischereifahrzeuge ihren Fang abliefern. In Frage käme an Bord dieser Schiffe die sofortige Verarbeitung zu Konserven oder die Kühlung der Fische mit den Mitteln moderner Kältetechnik, um die Fische auf diese Weise zu konservieren. Wie in einem Vortrag vor der Deutschen Maschinentechnischen Gesellschaft mitgeteilt wurde, ist zur Zeit ein derartiges Kühlschiff für die Reichsregierung im Bau, welches dazu dienen soll, zunächst die erforderlichen Erfahrungen zu sammeln. Das empfindliche Fischfleisch kann nur in ganz engen Temperaturgrenzen ohne Qualitätsverschlechterung gefroren werden, und es kommt weiterhin darauf an, das Durchfrieren möglichst schnell durchzuführen. Es steht für diese Arbeiten bereits das sogenannte Ottesen-Verfahren bereit, welches das Durchfrieren der Fische in einem Beutel der früher erforderlichen Zeit ermöglicht.

Das ganze Rüstzeug der Geologie war bisher aufgeboten worden, um zu beweisen, daß die Kohle aus Pflanzenresten, das Erdöl aus Tier- und Pflanzenresten entstanden sei. Auf dem Internationalen Geologenkongress, der in diesem Jahre in Südafrika tagte, konnte der Präsident der Preussischen Geologischen Landesanstalt, Geh.-Rat Krusch, an einzelnen Beispielen nachweisen, daß Erdöl und Kohle auch entstehen können auf mineralischem Wege, d. h. also direkt aus Gasen, die etwa durch Einwirkung auf Metalkarbid im Erdinneren gebildet werden. Da wir selbst das Acetylen aus dem Karbid des Kalziums darstellen, und es auch gelungen ist, auf verschiedenen Wegen der Technik aus Erdgas Erdöl herzustellen, muß dieser Auffassung ebensoviel Berechtigung zugebilligt werden wie der bisherigen. Vielleicht erweist sich dieser Fortschritt der Erkenntnis auch als praktisch bedeutsam. In Frage kommt das allerdings nur bezüglich des Erdöls. Die riesigen Erdgasmenngen, die in Amerika zu dem Bau von vielen Ferngasleitungen von mehr als 1000 km Länge geführt haben, also doch auf lange hinaus als unerschöpflich gelten müssen, kann man sich nur schwer als Abbauprodukt organischer Substanz vorstellen. Wenn sich der Nachweis führen lassen sollte, daß wirklich große, bekannte Erdölvorkommen auf mineralischem Wege entstanden wären, so würde das der technischen Phantasie, die seit langem mit der Ausnutzung der Kräfte des Erdinneren spielt, mächtige Anregungen zur Verwirklichung geben. Daß aber die bekannten Kohlenvorkommen tatsächlich aus Pflanzenresten entstanden sind, steht einwandfrei fest; die Entstehung von Kohle aus Erdgasen ist praktisch für die Energiegewinnung ohne jede Bedeutung, denn die mineralische Kohle füllt bestenfalls schmale Gesteinspalten, bildet aber niemals Flöze.

Die Kohlenforschung hat gegenüber der Technik einen großen Vorsprung gewonnen. Sie konnte zeigen, daß es Bakterien gibt, die es fertigbringen, das Leuchtgas zu entgiften, indem sie das giftige Kohlenoxyd in Methan verwandeln. Das Methan bildet den Ausgangspunkt für eine Synthese des Benzols usw. Aber es wird wohl noch lange dauern, bis die Kohlentechnik zu einem Zweig des Gärungsgewerbes wird. Daß die Bakterien die Kohle abzubauen vermögen, ist ebenfalls erwiesen. Dies erklärt wenigstens zum Teil die Beobachtung, daß Kohlenstaub, insbesondere von Braunkohle, ganz erstaunliche Wachstumssteigerungen hervorrufen kann. Es bildet sich durch die Tätigkeit der Bakterien Kohlen- säure, und deren Düngewirkung ist ja bekannt. Auch die chemische Struktur der Kohle klärt sich allmählich. Das ist von noch nicht abzuschätzender Bedeutung; nur die Kenntnis der chemischen Struktur hat die Herstellung der Unzahl von Teerfarben und pharmazeutischen Präparaten ermöglicht, die nach ihrer Wirkung nahezu vorausberechnet werden können. Bei der Kohle würde das bedeuten, daß wir sie nicht erst in Leer zu zerlegen oder in Gas umzuwandeln brauchen, um unsere Synthesen durchzuführen, sondern durch schrittweisen Abbau, etwa durch Oxydationsmittel verschiedener Stärke, direkt zu technisch wertvollen Produkten gelangen.

Sultor.



Schachdecke.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

Lehrgang des Schachspiels.

XII.

Als Abschluß unseres Lehrgangs bringen wir die „Unsterbliche Partie“ mit Glossen von Lasker.

Weiß: Anderssen.	Schwarz: Kieseritzky.
1. e2 — e4	e7 — e5
2. f2 — f4	e5 × f4
3. Lf1 — c4	Dd8 — h4 +
4. Ke1 — f1	b7 — b5
5. Lc4 × b5	Sg8 — f6
6. Sg1 — f3	Dh4 — h6
7. d2 — d3	Sf6 — h5
8. Sf3 — h4	c7 — c6
9. Sh4 — f5	Dh6 — g5
10. g2 — g4	Sh5 — f6
11. Th1 — g1	c6 × b5
12. h2 — h4	Dg5 — g6
13. h4 — h5	Dg6 — g5
14. Dd1 — f3	Sf6 — g8
15. Lc1 × f4	Dg5 — f6
16. Sb1 — c3	Lf8 — e5
17. Sc3 × b5	— — —



Daß Schwarz alle von uns aufgestellten Grundsätze verlegt hat, und zwar immerzu, habe ich nicht im einzelnen ausführen wollen. Die Folge seiner phantastischen Einfälle ist, daß er gar nicht entwickelt ist. Und hier hätte nun Weiß den Schwarzen mit 17. d3 — d4 sogleich vernichten können.

17. — — — Df6 × b2
18. Lf4 — d6

Ein sehr feiner Gedanke. Das Angriffsziel ist der schwarze König; es wird verfolgt, koste es, was es wolle.

18. — — — Db2 × a1 +
19. Kf1 — e2 Lc5 × g1

Und nun das Feinste der Kombination: mitten im Sturm des Angriffs ein Ruhepunkt.

20. e4 — e5!! — — —

Der Bauer g7 wird der Deckung beraubt. Ein kleiner Stoß, aber ein feiner und doch starker, ja tödlicher Stoß, wie mit der Fleurette.

20. — — — Sb8 — a6
21. Sf5 × g7 + Ke8 — d8
22. Df3 — f6 + Sg8 × f6
23. Ld6 — e7 matt.

Nach dem bisher vorliegenden Ergebnis unserer Rückfrage

Soll die „Schachdecke“ fortfallen?

ist wahrscheinlich damit zu rechnen, daß dieser Teil unserer „Denksportdecke“ vom Januarheft 1930 ab nicht mehr erscheint.

Lösung von Aufgabe Nr. 11 (Novemberheft).

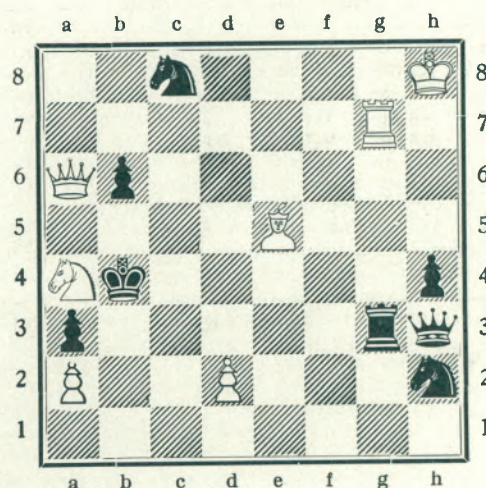
1. Lg7 — h6.

Schachspieler.

Federzeichnung von Rudolf Köselitz.

Aufgabe Nr. 12.

Von Dr. A. Kraemer.



Wieviel Züge braucht Weiß zur Mattsetzung bei stärkster Verteidigung von Schwarz?

Stellung der Steine:

Weiß: Kh8; Da6; Tg7; Le5; Sa4; B(2) a2, d2; [7]

Schwarz: Kb4; Dh3; Tg3; S(2) c8, h2; B(3) a3, b6, h4; [8]

Eine Aufgabe des bekannten lippischen Komponisten und Turnierspielers, die besonders durch das Kräfteverhältnis überrascht.

XII/46

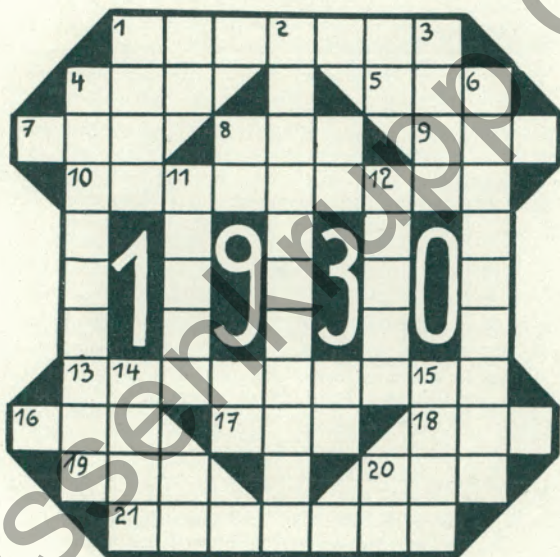
Rätselcke.

Rösselsprung.

Von Karl Lange, Essen.

	le	wei-	hüt-	sem	bricht	gau-	ärm-	gen	
je		die	bei-	ber-	sten	er-	deut-		ber
heim	daß	ho-	wal-	te	ne	sin-	aus	weih-	stin-
fin-	grü-	bro-	nach	ge	den-	sche	lei-	ju-	glück
irrt	die	len	ne	len	se	ein	und	ein	nacht
nacht	bern	ver-	ben	nen	gen	se	beln	und	licht
sich	al-	tan-	sche	ein	ren	ein	und	lei-	und
al-	weih-	ei-	ih-	ne	nacht	sprin-	duft	und	glanz
ne		deut-	und	ge-	ber	won-	sin-		nen
	len	sel-	gau-	wird	gen	weih-	span-	und	

Kreuzworträtsel.

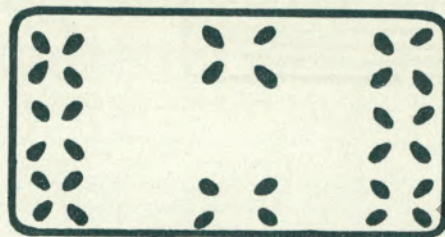


Waagrecht: 1. Festtag. 4. Kielwasser. 5. Fluß in Afrika. 7. Kraft-einheit. 8. Zeitmesser. 9. Körper ohne selbständige Gestalt und feste Raumbfüllung. 10. Heilmittel. 13. Viertelsjahr. 16. Getränk. 17. Anti-lopenart. 18. Berggrüden in Hannover. 19. Küstenlandschaft in Marokko. 20. Getränk. 21. Fisch.

Senkrecht: 1. Stufe einer Leiter. 2. Kalendarisches Ereignis. 3. Stadt in Lettland. 4. Jahreschluß. 6. Geographisches Hilfsmittel. 11. Hunderrasse. 12. Inbegriff erzwingbarer Vorschriften. 14. Eiskristalle. 15. Haß.

Pfeffertuchenrätsel.

Fritz und Paul haben jeder einen Pfeffertuchen, der mit vielen Mandeln belegt ist und so aussieht:



Damit der eine dem andern keine Mandeln wegnehmen kann, werden sie gezählt: auf jeder Seite und oben und unten sind jedesmal zwölf Mandeln. Und doch kriegt es Fritz fertig, aus dem Pfeffertuchen des Paul vier Mandeln herauszustiehlen, indem er die übrig gebliebenen Mandeln so anordnet, daß wiederum auf jeder Seite und oben und unten zwölf sitzen. Wie hat er das fertiggebracht?

Lösungen aus Heft 11.

Silbenrätsel.

1. Sinfonie; 2. Oster; 3. Island; 4. Demokratie; 5. Etui; 6. Insti-gnien; 7. Nuance; 8. Gros; 9. Sarkophag; 10. Wespe; 11. Interview; 12. Levi; 13. Leonidas; 14. Egoismus; 15. Nymphe; 16. Saison; 17. Helios; 18. Ethik; 19. Refrain; 20. Reliquie; 21. Allegorisch; 22. Aggregat.

„Sei deines Willens Herr, aber deines Gewissens Knecht.“

(Anmerkung der Schriftleitung: Das Wort Nr. 22 ist falsch gewählt. Es müßte, um die gesuchte Lösung zu ermöglichen, mit B anstatt A beginnen. Wir bitten, den Fehler zu entschuldigen.)

Suchrätsel.

„Es ist besser, ein eckiges Etwas zu sein als ein rundes Nichts.“

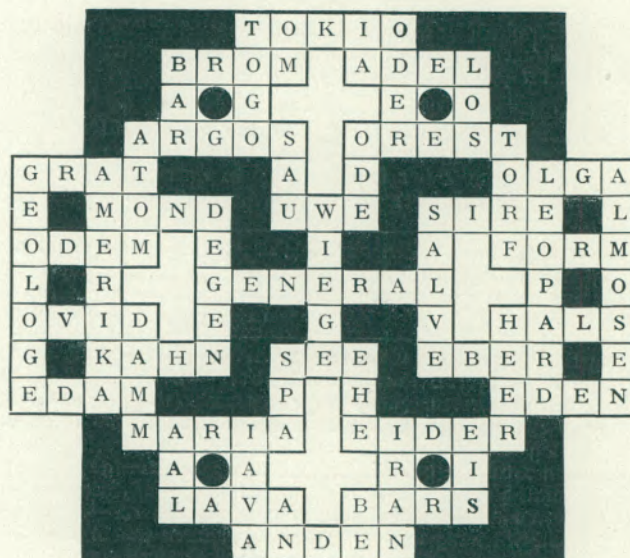
Kreuzzahlrätsel.

Zu der Oktoberaufgabe sandten uns die Herren Dipl.-Ing. Schüchner, Lente, und Krüger, Duisburg, folgende drei Nebenlösungen:

127 · 54 = 6858	127 · 54 = 6858	117 × 54 = 6318
675 : 27 = 25	625 : 25 = 25	675 : 27 = 25
173 + 226 = 399	173 + 128 = 301	173 + 226 = 399
75 - 64 = 11	75 - 64 = 11	75 - 24 = 51

1050 371 7293 1000 271 7195 1040 311 6793

Kreuzworträtsel.



Die Botanikertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat eingesandenen Spottwörter

Edith ist gestern zum erstenmal in der Schule gewesen. Hat gelernt, einen Finger zu heben, wenn sie eine Antwort weiß, und die ganze Hand, wenn sie ein dringendes Anliegen hat. Nach der ersten Schultunde holt sie Mutti ab. Auf dem Heimweg müssen sie über eine Straßenkreuzung. Stoppet der Schutzmann dort mit erhobener Hand den Verkehr. Sagt Edith: „Du, Mutti, der Schutzmann muß mal raus.“
(Das Illustrierte Blatt.)

Junger Student:
„Verzeihung, könnten Sie mir sagen, wo das große Auditorium ist?“
Älterer Student:
„Lut mir leid, ich bin selbst Student.“
(Hamburger Illustr.)

Vater: „Wohnt hier stud. jur. Krause?“
Wirtin: „Jawohl — bringen Sie ihn nur herein!“
(Berliner Illustr.)

Elli hat drei Sätze mit einem Subjekt zu bilden. Die Mutter lehnt ab, ihr dabei zu helfen, und verlangt, daß sich Elli an ihr Schreibpult neben das Sofa setzt, wo die Mutter Mittagsruhe hält. Nach Verlauf einer Stunde steht ein Satz da. Die entgeisterte Mutter liest: „Das faule Subjekt schläft!“



Karl Plückerbaum, Düsseldorf.

Archiv bild. Kunst, Düsseldorf.

Hochbetrieb.

In einer Londoner Privatbank fand sich unlängst vor der Tür des Personalchefs folgende Anschrift: „Die Herren, die in diesen Tagen zur Beerdigung ihres Großvaters bzw. zu der ihrer Großmutter gehen müssen, werden gebeten, diese Absicht spätestens 48 Stunden vor Beginn des Fußballmatches dem Personalchef bekanntzugeben.“

„Solche Straßenbahn ist doch als Verkehrsmittel ziemlich unpraktisch. Wenn der Draht zu Ende ist, kann sie nicht mehr weiter.“
„Mensch, der geht uns doch alle so!“

Lehrer: „Wieviel Sekunden hat eine Minute?“ — Schüler: „Männliche oder weibliche Minute?“ — Lehrer: „Was für eine Frage!“ — Schüler: „Ja, wenn Vater sagt, er käme in einer Minute, so sind's 60 Sekunden. Wenn's aber meine Schwester sagt, dann sind's 600.“

Neben der alljährlichen „Weihnachtsplakette“, diesmal ein Werk des Münchner Bildhauers Roth, von der wir auf Seite 565 eine Abbildung in Originalgröße bringen (Preis 2,75 RM. pro Stück), haben die Lauchhammerwerke durch den Berliner Bildhauer Ende eine sehr schöne Plakette zur Erinnerung an den Ozeanflug des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ herstellen lassen, auf die wir mit besonderer Empfehlung hinweisen. (Vgl. Seite 570, Originalgröße 93×148 mm, Preis 3 RM.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigen Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigen Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

Zeitgemäß. „Aus was für Instrumenten setzt sich denn die Kapelle zusammen?“ — „Ein Klavier, acht Saxophone, fünf Pauken, vier Reibeisen, eine Bandsäge, ein Grammophontrichter, ein Klammerbeutel und eine Bootsmannspfeife.“

„Herr Kandidat“, fragt der Professor, „in welcher Verbindung löst sich Gold am schnellsten auf?“

„In der ehelichen, Herr Professor!“
(Berliner Illustr.)

Er kam auf das Polizeirevier mit einer Photographie in der Hand und seufzte: „Meine Frau ist verschwunden, hier ist ihre Photographie, lassen Sie sie bitte suchen.“
Der Beamte sah sich das Bild an und fragte nur: „Warum?“
(Hamburger Illustr.)

Bliemchen-Kaffee. „Hörchen Sie mal, Herr Lambert, in der Küche wird gemahlen.“
„Na, da wern mir wohl noch an richdgen, guden Kaffee griehen.“
„Ich bin in solchen gleenen Logalen ooch ä bissel mißdrauifsch.“
„Nu, un wenn se mahlen, weef mir immer noch nich, ob's Bohnen oder Börner sin.“

„Hörchen Sie mal! — Bohnen wern's wohl nich sin, da müßd's mehr schnorbisen!“

Ein schwäbischer Autoomnibus! Ein Bauer steigt ein, seine Pfeife rauchend. An der nächsten Haltestelle steigt eine Dame ein; sie setzt sich dem Bauern gegenüber und bittet ihn, er möchte doch seine Pfeife ausgehen lassen, was er auch stillschweigend tut. Nach einer Weile sagt er auf einmal: „Seit die Weiber's Wahlrecht hent, send se doch muckefrech!“

Bei Glatteis ist ein Pferd gefallen, und mehrere Leute mühen sich ab, es wieder auf die Beine zu bringen. Da sie hiermit nicht fertig werden, rufen sie einem in der Nähe stehenden Droschkenkutscher zu, er möge doch mit anfassen. Da antwortete der: „Enä, ich kann nit.“ — „Woröm dann nit?“ — „Ich han grad de Häng en der Läsch.“